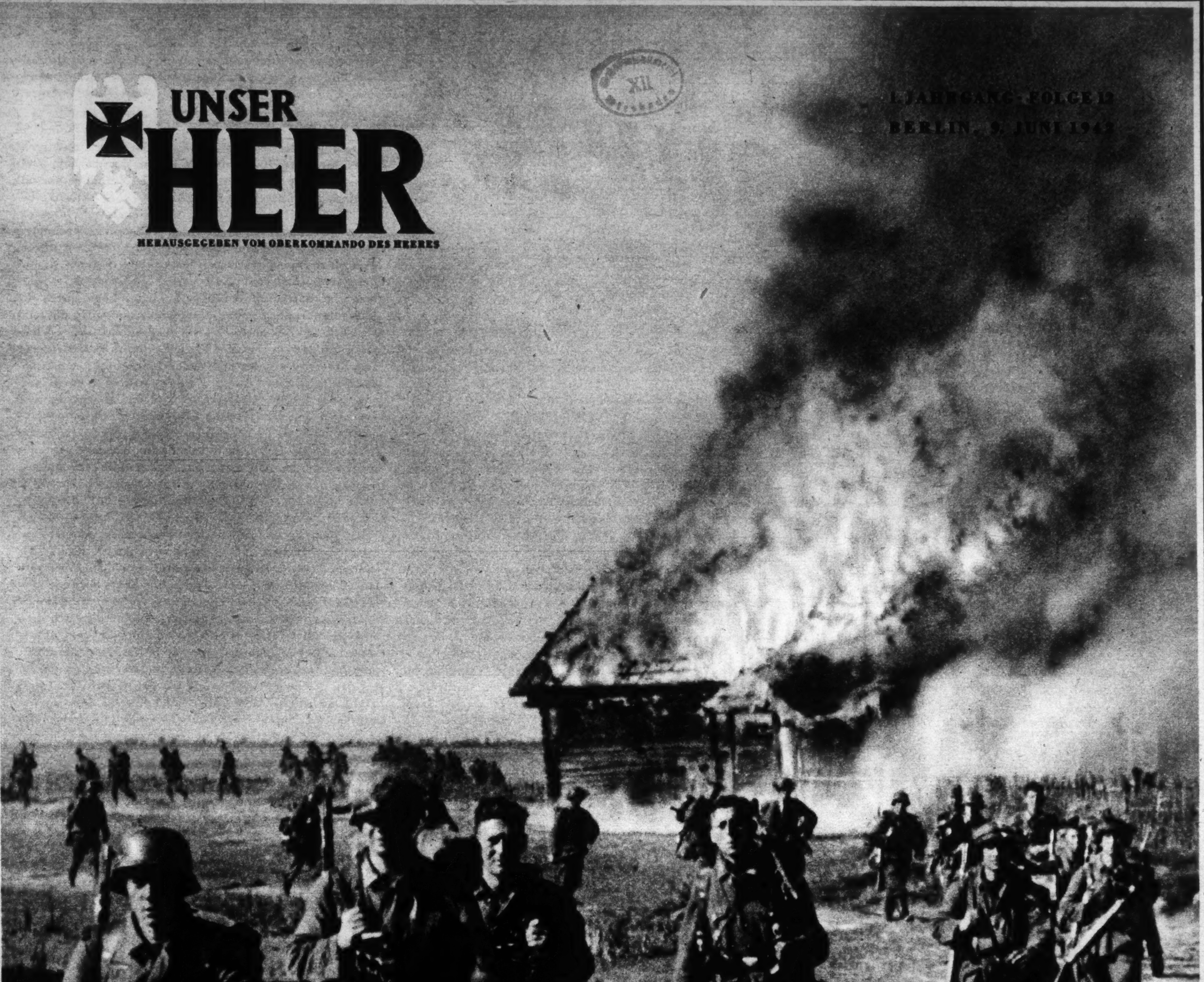
UNSER HEER

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES

I. JAHRGANG · FOLGE 12
BERLIN, 9. JUNI 1942



Und handeln sollst Du so, als hinge von Dir und Deinem Tun allein das Schicksal ab der deutschen Dinge und die Verantwortung wär' Dein

FICHTE

HF

VON KERTSCH BIS BURMA

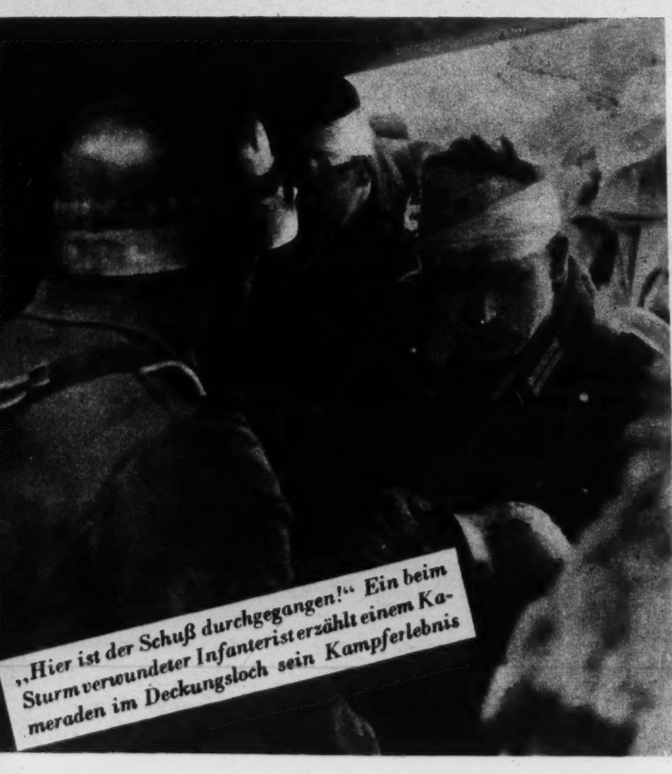
Von Hauptmann WERNER STEPHAN

Als am 13. Mai mittags zum erstenmal nach einer Pause von mehr als sechs Monaten die Rußland-Fanfare mit ihren aufrüttelnden Rhythmen eine Sondermeldung des Oberkommandos der Wehrmacht aus dem Führerhauptquartier einleitete, da erschien dies der gesamten europäischen Öffentlichkeit, die im Kampf gegen die bolschewistischen und plutokratischen Weltfeinde vereint ist, wie ein Symbol. Diese Töne haben den Vormarsch der deutschen Wehrmacht und ihrer Verbündeten vom Bug bis an den Donez begleitet. Sie verstummten, als der einbrechende Winter den Übergang zur Verteidigung erzwang. Nun erklingen sie um die Mitte des Mai aufs neue, und sie leiten die Siegesmeldungen von der Halbinsel Kertsch ein, wo deutschen und rumänischen Verbänden große Erfolge über starke, zu einem Offensivstoß vorbereitete Sowjetdivisionen zuteil wurden, die durch die Einnahme von Stadt und Hafen Kertsch ihre Krönung fanden. Die Zahl der Gefangenen ist bei der Enge des Raumes zwischen Schwarzem und Asowschem Meer, auf den die Operationen sich beschränkten, auffallend hoch, die Beute gewaltig. Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß die bolschewistische Führung, die im Laufe der Wintermonate immer wieder versucht hatte, die Halbinsel Krim zurückzuerobern, wenigstens diesen östlichen Ausläufer unter keinen Umständen preisgeben wollte. Wenn trotzdem in einem Gebiet, das mit allen Mitteln der Technik befestigt worden war, ein so rascher Erfolg erzielt wurde, so beweist das die Durchschlagskraft unserer Waffen, vor allem aber auch den Kampfgeist unserer Soldaten. Er hat unter der unsäglichen Mühsal der Wintermonate und den furchtbaren Anforderungen des östlichen Klimas nicht gelitten. Jetzt, wo es galt, den Bolschewisten und ihren Freunden zu zeigen, wie falsch sie gerechnet hatten, als sie immer aufs neue vom endgültigen Übergang der Initiative auf die Sowjets gefabelt hatten — jetzt zeigte sich an wichtiger Stelle wieder die Überlegenheit der deutschen Kampfmoral. Am gleichen Tage aber, an dem die erste deutsche Sondermeldung nach der Winterpause den Sieg von Kertsch verkündete, sah sich der Moskauer Korrespondent der englischen Nachrichten-Agentur „Exchange Telegraph" gezwungen, festzustellen, daß „es unverantwortlich sei, wollte man Deutschlands militärische Macht unterschätzen". Derselbe plutokratische Journalist, der sechs Monate lang immer wieder phantastische Siegesmeldungen der Bolschewisten in alle Teile der Welt gefunkt hatte, stellte nun kleinlaut fest, daß „das sowjetische Oberkommando sein Operationsziel, die deutsche Winterlinie aufzurollen, nicht erreicht habe".

Schläge wie der von Kertsch trafen den Feind in diesem Frühlingsmonat nicht nur im Osten und nicht nur von deutscher Seite. Nein, in der ganzen Welt haben die Achsenmächte mit ihren Verbündeten seit Beginn des Mai ein gewaltiges Maß von Aktivität bewiesen und damit überall weithinreichende Erfolge erzielt. Besonders schwer wurden dabei die Vereinigten Staaten von Nordamerika getroffen, die von ihrem kriegslüsternen Präsidenten leichtfertig in einen Kampf nach zwei Fronten gestürzt worden sind. Jetzt verloren sie, nach fünfmonatiger Feldzugsdauer, durch die Kapitulation der Festung Corregidor endgültig die letzten Stützpunkte am Westrand des Pazifik. Gleichzeitig büßten sie bei der Seeschlacht im Korallenmeer zwei Flugzeugträger und ein Schlachtschiff ein, während alle übrigen Schiffe ihres in den Kampf verwickelten Geschwaders schwer beschädigt wurden. Die japanischen amtlichen Berichte haben inzwischen mitgeteilt, daß diese Erfolge durch die Marineluftwaffe herbeigeführt wurden, während die Kriegsschiffe der beiden Gegner sich nicht auf Schußweite nahekamen. Versuche der Plutokraten, die Schlacht im Korallenmeer als ihren Sieg hinzustellen, da sie mit ihrem Geschwader eine japanische Landung in Australien gerade noch verhindert hätten, sind rasch in sich zusammengebrochen. Die amerikanischen Kriegstreiber sind im Stillen Ozean auch weiter von dem Pech verfolgt worden, das ein Ergebnis ihres militärischen Dilettantismus ist. Und gleichzeitig erzielen im Atlantik deutsche U-Boote einen sensationellen Erfolg nach dem anderen. Mitte Mai gesteht Washington die Versenkung amerikanischer Schiffe vor der Mississippi-Mündung und im St.-Lorenz-Strom, dazu im Karibischen Meer, bei den Kleinen Antillen und an den Küsten Floridas, d. h. dicht vor den Villen und Parks der Dollarmillionäre. Fünf Monate nach Kriegseintritt haben die

Die Sowjets wehren sich verzweifelt. Sekundenlang nehmen die Infanteristen in den Löchern einer eingenommenen Feldstellung Deckung — dann stürmen sie weiter vor gegen den Feind

Generaloberst von Manstein, Oberbefehlshaber einer Armee, und Generaloberst von Richthofen leiten von ihrem Gefechtsstand aus die Angriffsoperationen auf der Halbinsel Kertsch



„Hier ist der Schuß durchgegangen!" Ein beim Sturm verwundeter Infanterist erzählt einem Kameraden im Deckungsloch sein Kampferlebnis

Das erste Ziel ist erreicht. Der große Panzergraben der Sowjets, der sich quer über die Halbinsel Kertsch zieht, ist im Sturm genommen

Vereinigten Staaten allein durch deutsche U-Boote schon rund 1,9 Millionen Bruttoregistertonnen verloren, dazu über 900 000 BRT durch japanische Seestreitkräfte, im ganzen fast ein Drittel ihrer bei Kriegsausbruch vorhandenen Tonnage!

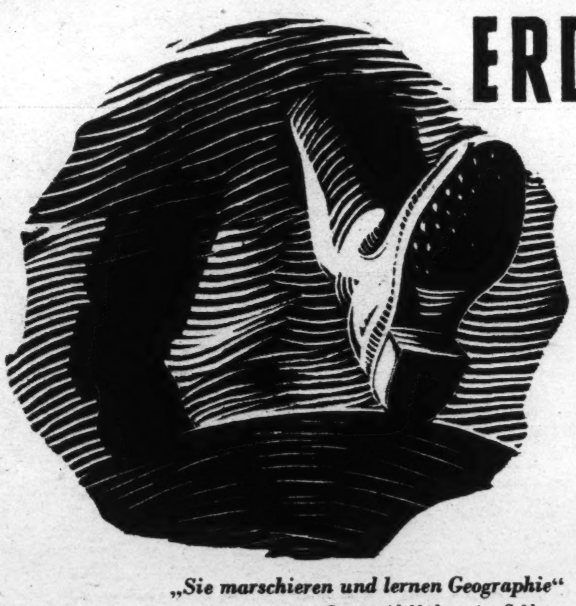
Dieser für die Feinde katastrophale Stand der Atlantikschlacht beeinflußt selbstverständlich auch die Stimmung in Großbritannien nachhaltig. Dazu hat die Tatsache, daß drei der modernsten englischen Zerstörer südlich von Kreta durch deutsche Flugzeuge vernichtet wurden und daß die stark befestigte Insel Malta durch die fortgesetzten deutsch-italienischen Luftangriffe als militärischer Stützpunkt nahezu ausgeschaltet wurde, die Erschütterung der englischen Herrschaft im östlichen Mittelmeer erneut bewiesen. Nunmehr ist auch die Bedrohung Indiens durch den japanischen Vormarsch in Burma zur Tatsache geworden. Seit dem Fall von Mandalay sind Chinesen und Briten in diesem Raum voneinander getrennt. Und während die Reste der Truppen Tschiangkaischeks bereits weit in die chinesische Provinz Yünnan zurückgetrieben worden sind, meldet London amtlich, daß „die völlig abgekämpften Briten im Rückzug von Burma aus jenseits der indischen Grenze angelangt seien". Es sei General Wawell nicht gelungen, rechtzeitig frische Truppen herbeizuschaffen, da die Japaner sowohl in der Luft wie auf dem Wasser allzu rasch die Oberherrschaft erkämpft hätten. Kalkutta und die Provinz Bengalen, das heißt: die reichsten Gebiete Indiens befinden sich nunmehr im unmittelbaren Aktionsradius der Japaner. Vergeblich versuchen die Briten sich damit zu trösten, daß sie in diesen fünf Monaten nunmehr die japanische Taktik kennengelernt hätten und sich daher leichter zur Wehr zu setzen vermöchten. Die Kämpfe dieser Wochen haben den Japanern den gesamten großasiatischen Raum ausgeliefert, so daß sie nunmehr an der indischen, australischen und südchinesischen Grenze stehen, bereit, ihre Operationen in diejenigen feindlichen Kerngebiete hineinzutragen, die für die endgültige Kriegsentscheidung gerade am bedeutsamsten sind. *(Abgeschlossen am 19. Mai 1942.)*

Heldenhafter Einsatz

Über drei Monate lang verteidigte die Kampfgruppe Scherer einen wichtigen deutschen Stützpunkt im nördlichen Abschnitt der Ostfront, der vom Feind eingeschlossen war. Von aller Welt abgeschnitten und nur auf sich selbst gestellt, kämpften Soldaten des deutschen Heeres die härtesten Wintermonate hindurch mit beispiellosem Mut und mit einer Zähigkeit ohnegleichen. Dem immer wieder gegen den Stützpunkt anstürmenden Gegner gelang es nicht, den Widerstandswillen der Kampfgruppe, an deren Spitze Generalmajor Scherer stand, zu brechen. Als Munition und Proviant immer knapper wurden, standen den Verteidigern Kameraden der deutschen Luftwaffe zur Seite, indem sie ihnen trotz schwierigster Witterungsverhältnisse mit ihren Transportern das brachten, was sie nötig hatten, um ihren Kampf siegreich durchzustehen. Der Führer und Oberste Befehlshaber des Heeres verlieh dem tapferen Offizier das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

Aufnahme: Scherl-Bilderdienst

ERDKUNDE im KNOBELBECHER



„Sie marschieren und lernen Geographie"
Gustav Adolf über seine Soldaten

Damals, im letzten Urlaub, wohnten wir drinnen im schönen Sellraintal, seitab von Innsbruck, ganz tief in der Einsamkeit, wo nur noch unser Wirtshaus und ein paar Anwesen im Umkreis Vorposten gegen die Gletscher der Stubaier halten. Und die alte Wirtin in jenem Gasthaus, unsere gute „Mutter Rimmel", die hat mir zu diesen meinen Gedanken verholfen, die ich jetzt in der Ruhe eines Ablösungstages mal vortragen möchte...

Wir kamen darauf, als ich der Mutter Rimmel in ihrer Bergeinsamkeit von unseren Einsätzen erzählen wollte. Kaum hatte ich aber angefangen, da schaute sie auf: „In Norwegen sans dabei g'wen? Dös wern mer glei hobn — wo sind denn allweil mei Kart'n?" Und schon war sie am Kasten und kam mit zwei, drei, vier großmächtigen Karten zurück, die sie auf dem Küchentisch ausbreitete, vorsichtig, als wären es kostbare Schriften. Während ich die Nordeuropa-Karte aufschlug, um unseren Vormarsch zu erklären, da sah ich auf dem Blatt schon Orte mit Bleistift angestrichen, Straßen nachgezogen und Daten angeschrieben. „Ja, mei Franzl sitzt nämli a dort droben. In Narvik ist er jetzt — grad gestern hat er g'schriebn. Und hier" — sie zog eine Karte vom Balkan hervor — „hier aus Serbien hat mei Zweiter, der Ferdi, da letzt' Mal g'schriebn. Wird wohl in Griechenland dabei sein. Ja, und mei Jüngster, der Pepi, den müßts Ihr schon hier auf der Afrika-Karten suchen. Der isch bei Rommel..." Das war Mutter Rimmel und ihre drei Buben. Das war eine Tiroler Bäuerin mit ihren Landkarten in der Schublade, die sie alle schon fast auswendig erklären konnte, weil die Früchte ihres Herzens dort als deutsche Männer kämpften... Und das war der Tag, als ich mir selber überlegte, daß wir Soldaten alle durch den Krieg und seine Feldzüge wahre Erdkunde-„Professoren" geworden sind...

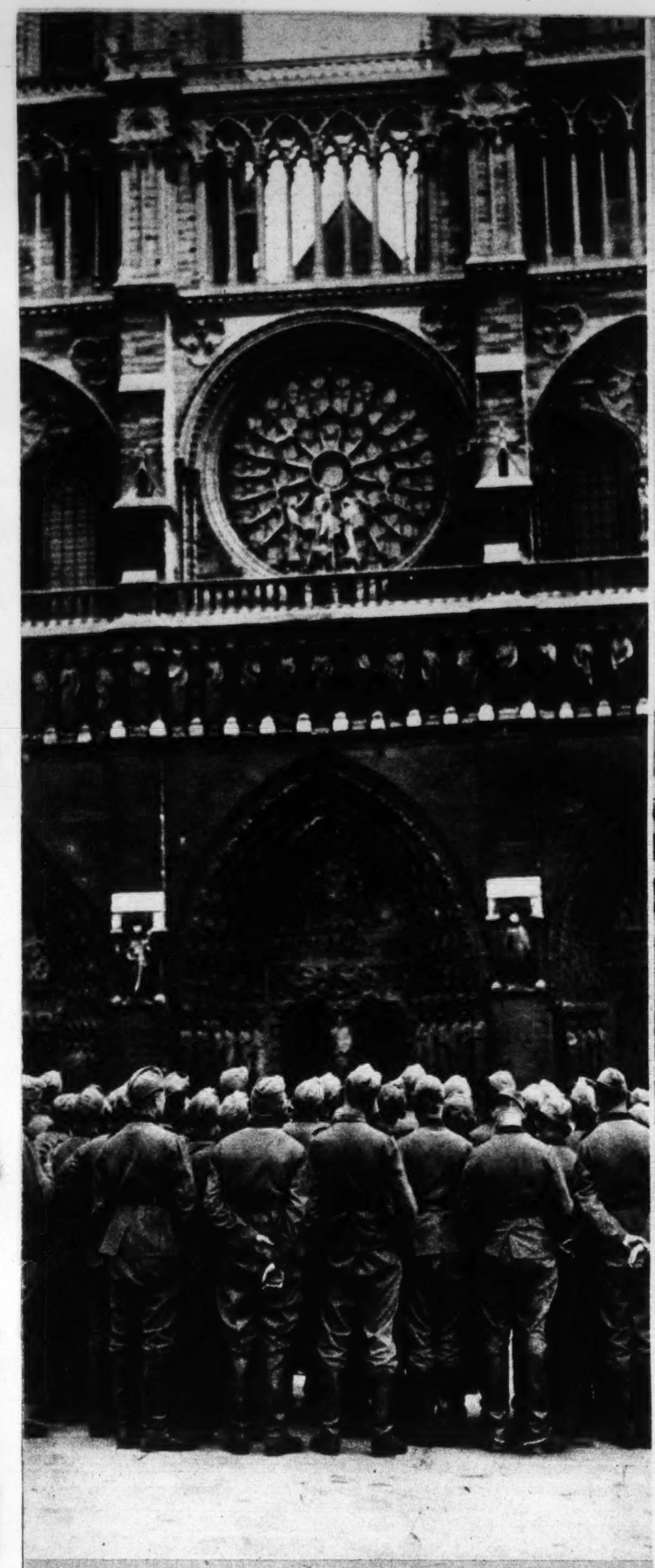
Titelbild von Kriegsberichter Erich Bauer

Was das deutsche Volk in seiner Gesamtheit bis 1939 von der Welt, ja von Europa wußte, das ging kaum über das hinaus, was die gute Mutter Rimmel mir von sich berichtete: Selber, mit eigenen Beinen war sie nur bis nach Innsbruck gekommen und in die Nachbartäler ringsum. Daß es draußen vor den Alpen weite Ebenen, breite Flußauen und schließlich das Meer gibt, das wußte sie nur von der Schule her und aus Bildern, die dann lange besprochen wurden. Genauere Kenntnisse verdankte sie dann noch den Reisegästen, die aus München oder Nürnberg, vor Jahren auch aus Holland und sogar aus England zu ihr gekommen waren. Als dann der Anschluß Tirols in das große Reich gekommen war, hatten die Gäste aus dem Reich auch die Kenntnis Deutschlands abgerundet und damit das Einheitsgefühl dieser Talbewohner zum Ganzen endgültig erhärtet. Die Kinder, ihre drei Söhne und zwei Töchter, waren schon etwas „weiter" gekommen; der eine war durch Skirennen im Alpengebiet herumgekommen. Der andere war von Dollfuß vertrieben worden und hatte im Reich gedient; eine Tochter war nach München in die Lehre gegangen. Aber doch nur immer rings um ihr Bergtal hatten sich ihre Wege gezogen. Und jetzt — welche Erweiterung des Horizontes — ganz wortwörtlich verstanden!

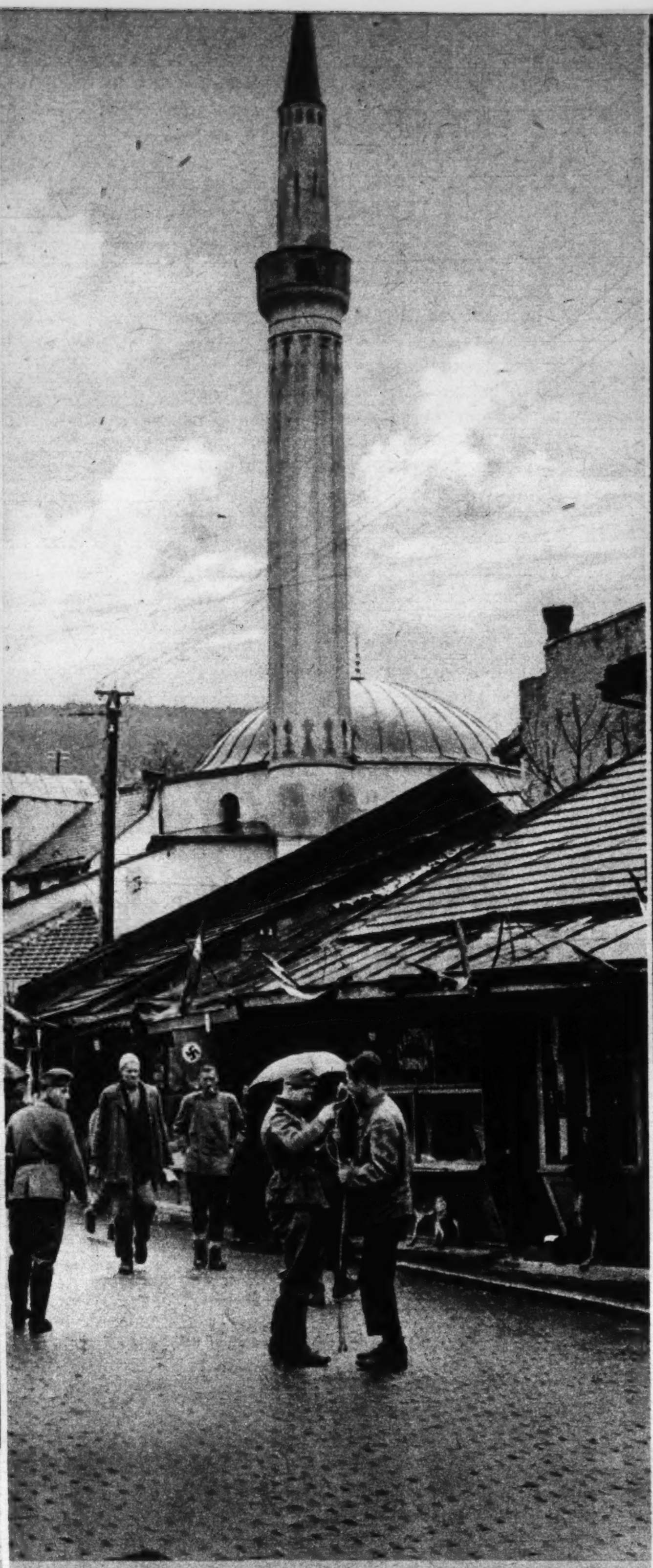
Wenn ich an unsern Lehrer in der Erdkunde denke, den guten Papa Guttmann, was haben wir schon bei ihm gelernt? Die gezeichneten Umrisse der Länder und Erdteile, deren Hauptstädte, hergebetete Zahlen von Bergeshöhen, Exportwaren, Einwohnern — einiges „Erstaunliche" wie Vulkane, Wasserfälle, Gletscher und Wüstenglut — aber sonst? Hat man uns gesagt, wieviel Millionen Schritte zwischen Oslo und Narvik liegen, wie „deutsch" es auch hinter den holländischen Grenzpfählen aussieht, wie verkommen das französische Landvolk hinter der Prachtfassade von Paris lebt, wie groß überhaupt die Unterschiede zwischen Bauer und Bauer sind, auch wenn beide den gleichen Stand haben...? Konnten wir uns unter „Kulturgefälle" etwas Tatsächliches vorstellen, ehe wir es selbst erlebten, jetzt, bei unsern Feldzügen? Und können wir unsere Heimat, unser deutsches Vaterland nicht viel mehr lieben, seine Kultur, seine Menschen viel höher schätzen heute, wo wir etwas anderes kennengelernt haben? Wo wir Unterschiede kennen zwischen Völkern und Völkern, zwischen Ländern und Ländern, zwischen dem immerhin geordneten und mit uns gleichgesinnten Europa und diesem „Sowjetparadies", das zu allem bisher Bekannten nochmals das krasseste und grausigste Gegenteil ist...?

Haben wir nicht erst durch diesen Krieg und im grauen Rock des Kämpfers den entscheidenden Schritt vom „Zaunvolk" zum Weltvolk gemacht? Den Schritt vom „Kleinbürger", der immer noch in uns steckte, zum Träger einer größeren Idee, aber auch eines weiteren Blickes, der uns dereinst beim Aufbau eines neuen Europas unschätzbare Dienste leisten wird? Stak nicht jeder von uns, durch hundert wirkliche und eingebildete „Zäune" begrenzt, in einem kleinen Lebenskreis, der auch durch Eisenbahn und Flugzeug, durch Unterricht und sogar Hochschulwissen nicht durchbrochen wurde, weil wir gar nicht so recht wollten oder besser, weil wir uns nicht recht getrauten, ihn zu zerbrechen? Lebte nicht in uns allen eine allzu große Achtung vor den großen Staaten, die uns mit noch größerer Reklame so einschüchtern wollten, daß uns Zweifel an deren Macht gar nicht kommen wollten?

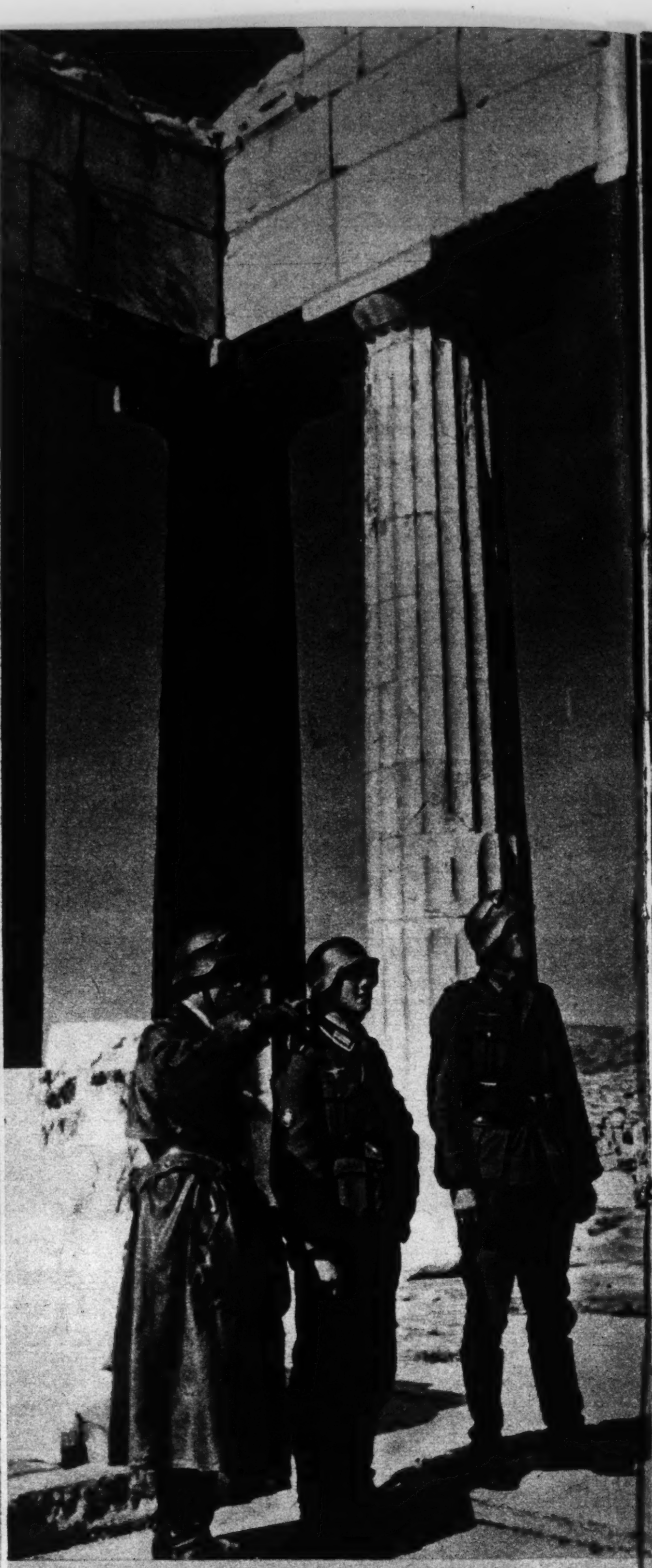
Und was geschah, als der Führer uns rief, als wir uns die Knobelbecher anzogen, die Knarre über die Schulter hängten und wir für unser Lebensrecht antraten...? Wir merkten, daß die „drüben" nicht nur auch mit Wasser kochten, nein, daß sie im Wohlleben, durch soziale Ungerechtigkeit und hinter der Fassade übertreibender Reklame tatsächlich hinter uns zurückgeblieben waren. Polen — das war nicht die Pracht aus Warschau und in Warschau aus den paar Straßen und Palästen um das Regierungsviertel! Norwegen, das war kein Wikingerreich mehr, sondern ein mürbes Staatswesen, betrogen von der eigenen englandhörigen Regierung. Auch in Holland — soziales Elend, Arbeitslose trotz tropischer Kolonien. Und in Frankreich — keine „Grande Nation", sondern ein armes, durch blinden Glauben an ein System gewählter Volksvertreter



Schütze K.: „Wenn wir nur eben Zeit hatten damals, haben wir uns die Kunstdenkmäler von Paris angesehen. Natürlich auch Notre-Dame. Ich meine, man soll überall, wo man hinkommt, die Augen offenhalten und nicht stur sein. Man erlebt dadurch andere Landschaften und Völker viel mehr und kommt ihnen näher."



Gefreiter L.: „Ich liege jetzt im Osten. Im Balkanfeldzug bin ich zum erstenmal dabeigewesen. Ich habe viele Dörfer und Städte dort gesehen. Am besten erinnere ich mich an Sarajewo, wo ich das Leben und Treiben einer Balkanstadt einmal so richtig kennengelernt habe. Wir sind oft über diese Straße gegangen."



Feldwebel B.: „Der Krieg hat mich zwar aus dem Hörsaal genommen, aber dennoch habe ich inzwischen eine Menge gelernt. Wir Soldaten haben uns kämpfend ein neues Wissen um Europa angeeignet. Ich habe den Polenfeldzug mitgemacht, bin in Frankreich gewesen, und als Krönung habe ich Griechenland erlebt."

verspießertes, auch rassisch krankes Volk. Jugoslawien, Griechenland — Bauernvölker, aber auf dem Wege zur Volkwerdung von einer gerissenen Regierung schon verraten und verkauft. Das waren unsere Erlebnisse neben den Vormarschstraßen.

Wir sahen aber auch Gesundes, Gutes und Verwandtes in jenen Ländern, die wir auf unseren Feldzügen durchquerten... Wie Brüdern, mit Tränen in den Augen, sind uns die befreiten Volksdeutschen um den Hals gefallen. Was Treue zum Volkstum bedeutet, konnten wir hier an Einzelfällen erleben. Wie bei Verwandten eingeladen kamen wir uns in Holland vor: die Sauberkeit der Straßen und Häuser, das recht gut verständliche Plattdeutsch, die blonden Haare der Mädel und Kinder. Wie konnte man uns in der Erdkundestunde früher nur Holland als gleichartigen Staat wie Nigeria oder China vorstellen?!

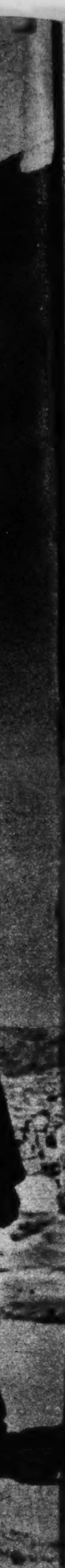
In Paris mußten wir den hohen Stand der Baukunst, die wirkungsvollen Straßen und Plätze als Taten eines alten Kulturvolkes bewundern und taten es auch. In Norwegen bewegte uns der harte Kampf der Fischer und Bauern, freute uns die gute rassische Anlage dieser Menschen. Auf dem Balkan sahen wir den Bauer oft freundlich zu uns aufblicken, fanden bei ihm keinen Haß, sondern in vielen Fällen Vertrauen, das bei den Kroaten rasch zu staatlichem Bündnis führte... Das wurde uns zum Begriff eines gesunden Europas, anders geartet als jene Regierungen der europäischen Staaten, die wir wegfegen mußten, um an die Völker selbst heranzukommen.

Was aber Europa insgesamt bedeutet, wie sehr es doch eine Einheit ist, wie gesund es ist, wie kultiviert und fortschrittsfähig, das begriffen wir erst richtig nach dem 22. Juni 1941, nachdem unsere Knobelbecher an den Füßen wieder in Richtung Ost die deutschen Grenzen überschritten, als wir mit hartem Tritt unserer Stiefel und der flammenden Wucht unserer Granaten den Zaun um das Sowjetland niedertraten... Im Osten standen wir nicht bloß einem anderen Gegner gegenüber, einem tierisch-fanatischen, dort trat uns auch ein Lebenszustand entgegen, der uns unfaßbar erschienen wäre, hätte man uns davon nur erzählt. Schon die Landschaft blickte uns wüst und wirr entgegen, ohne jede Pflege, beraubt aller Schönheit, ohne gerade Linien, endlos, trostlos in ihrer Weite. Und darauf dann das Menschenwerk: Häuser, Dörfer, Städte! Ohne den Grundbegriff einer Ordnung hingesetzt, ohne Liebe gebaut, ohne Schmuck, verlumpt wie die Felder, das Vieh und die Menschen, die uns anstierten, als kämen wir von einem anderen Stern. Jawohl, so war es auch: wir kamen aus Europa, kamen aus den Ländern strebsamer Rassen und standen nun vor einem Rassenmischmasch, vom Judentum durch das Sowjetsystem zu einem Ameisenstaat, zu dem einzigen Zweck des Angriffs gegen Europa dressiert. Und mit Grausen bedachten wir, daß vor dem 22. Juni, vor dem Zugriff des Führers, nur eine dünne Linie von Stacheldraht dieses sprungbereite, millionenköpfige Ungeheuer von Europas Ländern und der Heimat heiligen Fluren hatte trennen müssen... Wie gut, daß wir wenigstens in ihrem eigenen Lande kämpfen können! — das hat wohl jeder von uns gedacht.

Ja, so sind wir marschiert, viel tausend Kilometer durch Europa hinauf und hinab, in Afrika und nach Osten in Sowjetland! So haben wir wirklich Erdkunde gelernt.

Hat auch jeder schon begriffen, was das für uns alle bedeutet? Natürlich nicht allein, daß wir allesamt beim Erzählen nach dem Sieg mit dem Finger über ganze Atlasseiten fahren können, um dann im Eckchen brav wieder unsern Kohl zu bauen und ein Spießbürger zu werden! Nein, der Führer hat uns als Volk zu Ehre und Stolz erweckt, und er wird uns durch seinen Sieg zum Führungsvolk machen, führend in Europa und mitbestimmend in der ganzen Welt. Zur Führung aber braucht er Führer, Männer voll Schwung und Klarheit, die auch im Frieden soldatisch denken und handeln. Und wer soll diese Aufgabe besser übernehmen können als wir, des Führers Soldaten? Wer wäre auch besser darauf vorbereitet als wir Soldaten, seelisch durch Zucht und Kampf, geistig aber durch den „Unterricht" in jenen Schulfächern, die für ein Weltvolk nun mal die wichtigsten sind: in der Kenntnis der eigenen Kraft und in der Kenntnis der Kräfte der andern, der Freunde und Gegner? Zu diesen Kenntnissen aber hat uns jeder Schritt verholfen, den wir einst in den Jahren der Feldzüge mit unsern Knobelbechern abwanderten — freilich nur jene Schritte, bei denen auch die Augen umherspähten und der Kopf sich seine Gedanken machte.

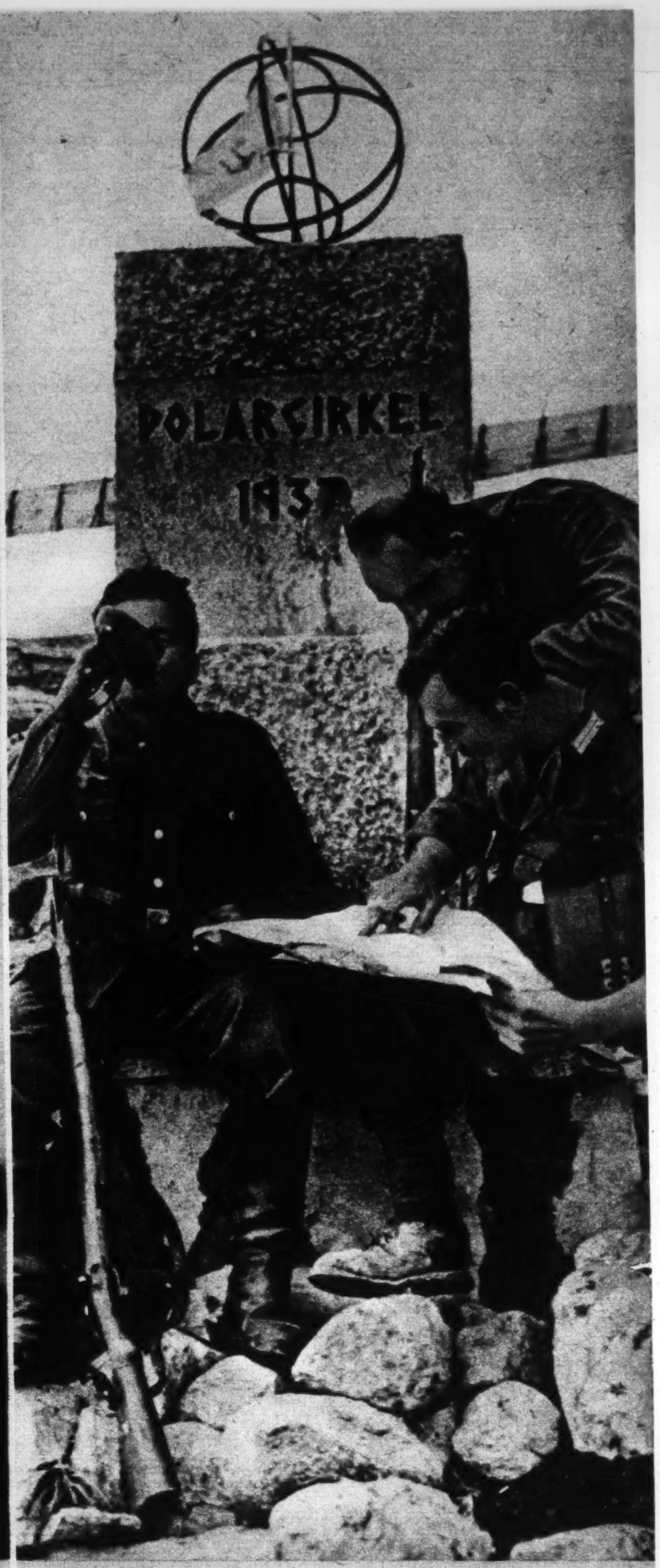
W. J.



rsaal
lernt.
uropa
rank-
lebt.“

Unteroffizier Sch.: „Trotz der Härte und Schwere dieses Kampfes im Osten bin ich dem Schicksal dankbar dafür, daß ich hier mitmachen darf. Wer hat Rußland besser kennengelernt als wir? Wir kennen seine ganze Not, Verlassenheit und Weite — wir haben es Tag für Tag im wahrsten Sinne des Wortes erlebt und erlitten.“

Leutnant B.: „Afrika — wir haben als Jungen schon von diesem Land geträumt. Als wir Libyen sahen, haben wir unsere alten Vorstellungen von Afrika beiseiteschieben müssen. Was wir erlebten, war ein Land, das durch ausgezeichnete kolonisatorische Leistungen seinem Volke als neue Provinz gewonnen wurde.“



Gefreiter H.: „Wir haben einen heißen Sommer und einen eisigen Winter in Finnland über dem Polarkreis erlebt. Was wußten wir früher schon von dieser Landschaft? Fast gar nichts! Als Soldaten haben wir eine neue geographische und geopolitische Schau getan, während wir da oben in Lappland kämpften.“

AUF DEN GEIST KOMMT ES AN!

SA.-WEHRERZIEHUNG IM KRIEGE

Von Hauptsturmführer WILH. REHM

„Das neue Jahr findet uns da, wo wir immer waren und stets sein werden — im Kampf! Das Jahr 1942 steht in den Flammen eines Weltbrandes. Alles, was schlecht ist, wird verbrennen. Das Gute aber wird sieghaft bestehen und durch Kampf und Opfer geläutert der Welt den Frieden bringen.“

Dieses Wort eines an der Front stehenden SA.-Führers kennzeichnet am besten Geist und Haltung der Hunderttausende von SA.-Männern, die den feldgrauen Rock angezogen haben. Man erkennt die meisten von ihnen sofort an dem SA.-Wehrabzeichen, das sie an ihrer Uniform tragen. Aber es ist nicht nur dieses äußere Zeichen, das sie kenntlich macht. Ihr Wissen um den letzten Sinn dieses Kampfes und die daraus kommende unentwegte und bedingungslose Einsatzbereitschaft zeigen, daß sie in diesem Krieg nicht eine mehr oder weniger unwillkommene Unterbrechung ihres zivilen Daseins sehen, sondern einen — allerdings den schwersten — Teil jenes Kampfes, in dem sie sich von dem Tage an befanden, als sie zum erstenmal in den Reihen der Sturmabteilung des Führers standen.

Diese Männer verkörperten damals schon ein neues Soldatentum. Es gab für sie keinen Unterschied zwischen ihrem zivilen und SA.-Dasein; sie kannten nicht die Parole: Reserve hat Ruh! Sie sind immer Soldaten, auch in Zivil, an ihrer beruflichen Arbeitsstätte, in ihrem privaten und persönlichen Leben.

Die Worte des Führers kennzeichnen am besten, was die Grundlage und Kraft des SA.-Geistes ist: „Alles, was ihr seid, seid ihr durch mich, und alles, was ich bin, bin ich nur durch euch allein.“ — „Jeder einzelne Sturmabteilungsmann weiß, daß das Letzte von ihm verlangt wird, wenn unsere Stunde kommt!“

Dieser SA.-Geist kann weder erklärend beschrieben noch von einem Außenstehenden verstandesmäßig begriffen werden. Man kann ihn nur selbst erleben und sich von ihm erfüllen lassen, indem man persönlich in die Kampfgemeinschaft der SA. tritt. Dann wird man von ihm aber auch nicht mehr freigelassen, sondern ist und bleibt Kämpfer und Künder nationalsozialistischen Wehrwillens und nationalsozialistischer Wehrbereitschaft. Darum wollen sie, wo sie auch eingesetzt werden, Vorbild sein; sie stellen mit ihren anderen Kameraden eine unlösbare Gemeinschaft her und stärken Glauben und Zuversicht, wenn einmal dicke Luft ist.

Die große Zahl der bisher an Angehörige der SA. verliehenen Kriegsauszeichnungen — 81 Ritterkreuze und 32 Deutsche Kreuze in Gold —, aber auch die von ihnen gebrachten Opfer sind dafür Beweis genug. —

Aus dem Wesen der SA. ergibt sich die besondere Art der SA.-Wehrerziehung. Sie ist keineswegs ein kümmerlicher Ersatz dessen, was man beim Militär treibt. Sie hat sich aus dem Kampf der SA. und im Blick auf die besonderen der SA. gestellten Aufgaben entwickelt. Sie dient dem Zweck, den deutschen Mann zu einer rassebewußten, artgemäßen, in Blut und Boden wurzelnden Lebensauffassung und Lebensgestaltung zu erziehen, die in dem Wehrwillen und dem wehrhaften Einsatz des freien deutschen Mannes ihre höchste Vollendung und Erfüllung findet.

Sie ist ihrem Wesen nach eine mit soldatischen Mitteln

Beim nächsten Mal klappt es besser

Immer wieder üben, bis es klappt. Hindernisse sind da, um überwunden zu werden! Die Märsche und Fahrten, die befohlen werden, sollen jeden einzelnen Mann hart und ausdauernd machen und ihn an die Überwindung aller Schwierigkeiten gewöhnen

Ruhe-Ruhe-tief Luft holen! —

Genau so wie der junge Rekrut auf dem Kasernenhof muß der Mann, der im Rahmen der SA.-Wehrerziehung geschult und ausgebildet wird, am Schießtisch sitzen. Jede seiner Bewegungen wird von seinem Vorgesetzten kontrolliert, jeder Fehler wird verbessert

Für den Ernstfall unentbehrlich —

Unter der Anleitung und Führung erfahrener Ausbilder und Soldaten werden die Männer der SA.-Wehrmannschaften in Geländekunde und Orientierung unterrichtet und bekommen damit die beste Einführung in das, was jeder Soldat beherrschen muß

Mit kleinen Hindernissen fängt es an

Und nun über die Hürden! Manchem fällt's schwer, und leicht wird es keinem gemacht. Aber jeder der Männer, die sich freiwillig diesem Dienst unterziehen, dokumentiert mit seinem Einsatz die Wehrfreudigkeit und den Wehrwillen des deutschen Volkes

Aufnahmen: Oberste SA.-Führung

durchgeführte und mit praktischen Wehrübungen verbundene weltanschauliche Erziehung.

Ihre Durchführung und Methode ist wesentlich festgelegt in den Bestimmungen für den Erwerb des SA.-Wehrabzeichens und die jährlichen Wiederholungsübungen für den Besitz des SA.-Wehrabzeichens. Das Leistungsbuch des SA.-Wehrabzeichens ist eine öffentliche Urkunde, die Aufschluß gibt über die körperliche Leistungsfähigkeit und die charakterlich-weltweltanschauliche Haltung des deutschen Mannes.

Die bei der Prüfung zur Erringung des SA.-Wehrabzeichens abzulegenden Übungen zerfallen in drei Gruppen und kennzeichnen zugleich die Vielseitigkeit der SA.-Wehrerziehung. Gruppe I — Leibesübungen — umfaßt: 100-Meter-Lauf, Weitsprung, Kugelstoßen, Handgranatenweitwurf, 3000-Meter-Lauf. Gruppe II — Wehrsport — besteht in einem 25-km-Gepäckmarsch, Kleinkaliberschießen, Handgranatenzielwurf, 200-Meter-Querfeldeinlauf mit Gasmaske über vier Hindernisse, Schwimmen oder Radfahren, Grundlagen der ersten Hilfeleistung bei Unglücksfällen. Gruppe III — Geländedienst — erstreckt sich auf Orientieren, Geländesehen und -beurteilen, Entfernungsschätzen, Tarnen, Beobachten und Melden, Geländeausnutzung und allgemeines Verhalten im Gelände.

Diese Übungen setzen nicht nur eine ernste, sorgfältige Ausbildung und körperliche Vorbereitung voraus, sondern stellen zugleich wesentliche Anforderungen an Geist, Seele und Körper jedes einzelnen. Sie sollen dem Zweck dienen, den ganzen Mann geistig und körperlich wehrbereit und wehrfähig zu machen und darin bis in ein möglichst hohes Lebensalter zu erhalten.

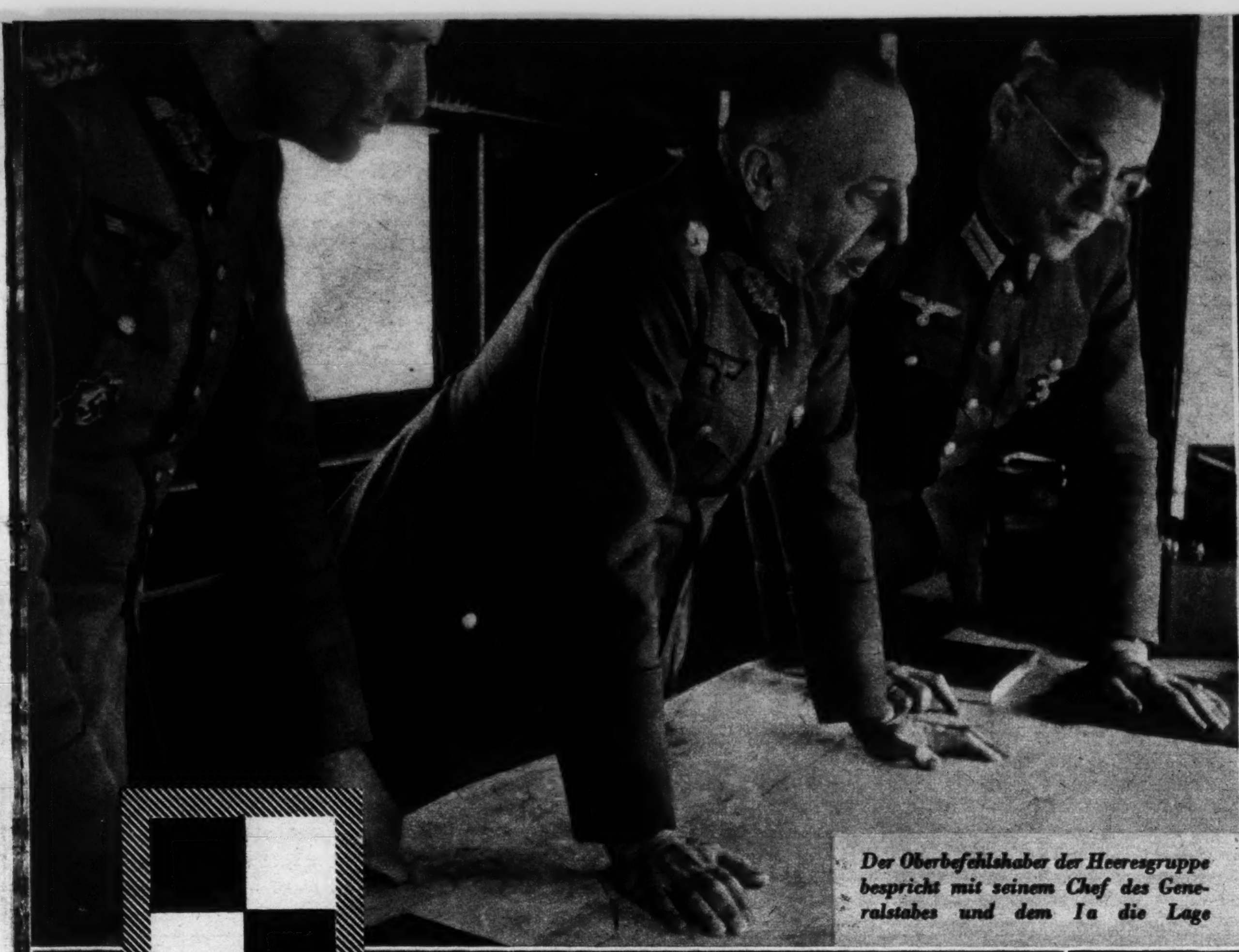
Es kommt dabei hinsichtlich der Wertung nicht auf einzelne Rekorde an. Die Wertung erfolgt nach Punkten, wobei besonders in Gruppe I und II Mindestleistungen vorgeschrieben werden, die nach dem Lebensalter der Prüflinge in drei Gruppen abgestuft sind. Der Führer hat durch seinen Erlaß vom 19. Januar 1939, in welchem er die vor- und nachmilitärische Wehrerziehung aller Deutschen anordnete und die SA. mit ihrer Durchführung beauftragte, die Übungen zum SA.-Wehrabzeichen als Grundlage dieser Wehrerziehung bestimmt. Im Zusammenhang mit dieser allgemeinen Wehrerziehung steht u. a. die Ausbildung für den Nachwuchs der Spezialtruppenteile des Heeres. In den Sondereinheiten der SA., der Nachrichten-, Pionier-, Reiter- und Sanitäts-SA., wird nach erfolgreicher Ausbildung neben der Verleihung des SA.-Wehrabzeichens der SA.-Nachrichten-, -Pionier-, -Reiter- und -Sanitätsschein ausgestellt.

Dementsprechend erfolgt auch die durch den Stabschef der SA. bei Kriegsausbruch angeordnete vormilitärische Ausbildung der noch ungedienten Männer in den Kriegswehrmannschaften der SA. Wehrmänner, die vor ihrer Einberufung zum Militär noch genügend Zeit in den SA.-Kriegswehrmannschaften verbringen, werden bis zum Erwerb des SA.-Wehrabzeichens gebracht.

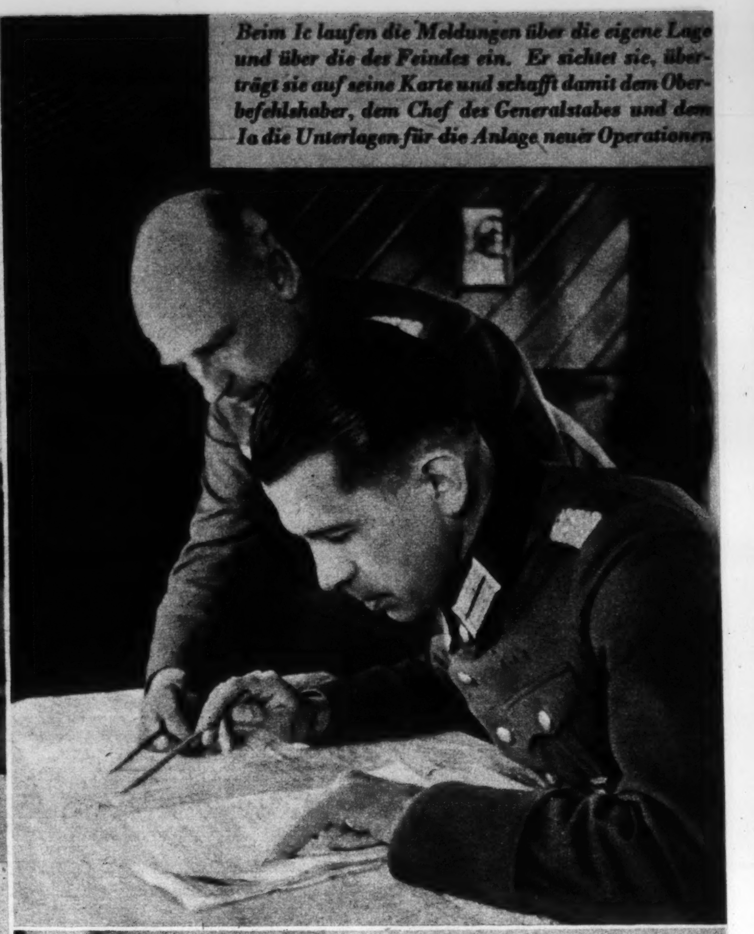
Einige Zahlen erweisen die Bedeutung der hier von der SA. geleisteten Breitenarbeit. Von den über zwei Millionen Freiwilligen der SA.-Kriegswehrmannschaften erwarben außer dem vormilitärischen Ausbildungsschein im Jahre 1940 95 000 und im Jahre 1941 75 000 Wehrmänner das SA.-Wehrabzeichen. In der gleichen Zeit erhielten 10 700 Freiwillige den Kriegssanitätsschein der SA. 23 000 Männer nahmen seit Kriegsbeginn an viermonatigen Lehrgängen für Funkausbildung bei den Stürmen der Nachrichten-SA. mit Erfolg teil. 1941 wurden 6000 Fernsprecher für den Heeresdienst vorbereitet. Im gleichen Jahre konnten 14 000 Bescheinigungen für Reit- und Fahrausbildung ausgegeben werden.

Entscheidend bei dem allem aber ist der Geist, in dem diese ganze Arbeit geleistet wird. Die über zwei Millionen Wehrmänner der Kriegswehrmannschaften der SA. wurden auf der Grundlage der Freiwilligkeit erfaßt. Ihr Dienst war ihnen nicht eine erzwungene, äußerliche, geistlose Ableistung einer Dienstverpflichtung. Es wurde in ihnen die Überzeugung von dem alle Deutschen innerlich verpflichtenden Gesetz der Wehrhaftigkeit geweckt und verankert. Der SA.-Geist stellte auch hier seine starke Anziehungs- und Werbekraft unter Beweis. Die Wehrmänner der Kriegswehrmannschaften wurden selbst Träger des Wehrwillens, der Wehrfreudigkeit und der Wehrkraft des Volkes.

Die entscheidende, geschichtliche Bedeutung dieser SA.-Wehrerziehung aber hat Reichsmarschall Hermann Göring schon 1937 bei der Eröffnung der NS.-Kampfspiele der SA.-Gruppe Südwest mit folgenden Worten gekennzeichnet: „Gelingt es ihr, woran ich nicht zweifle, für die Erhaltung der seelischen und körperlichen Wehrkraft des Volkes Bestes zu leisten, so wird die Geschichte diesen ihren zweiten entscheidenden Sieg höher werten als den ersten. Der SA.-Geist wird siegen!"



Der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe bespricht mit seinem Chef des Generalstabes und dem Ia die Lage

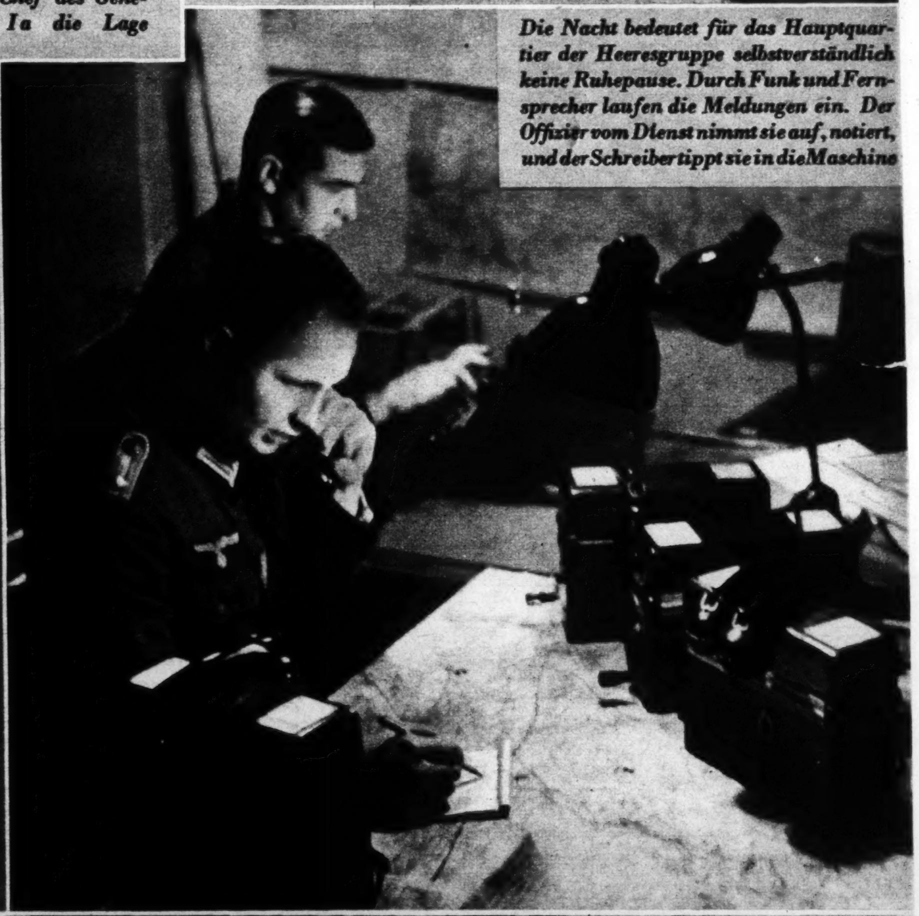


Beim Ic laufen die Meldungen über die eigene Lage und über die des Feindes ein. Er sichtet sie, überträgt sie auf seine Karte und schafft damit dem Oberbefehlshaber, dem Chef des Generalstabes und dem Ia die Unterlagen für die Anlage neuer Operationen

HAUPTQUARTIERE IM OSTEN

HEERESGRUPPE VON KÜCHLER

Die Erde schrumpft für den angreifenden Soldaten oder für den, der, im Graben liegend, den Gegner abwehrt, auf einen kleinen Geländeabschnitt zusammen. Die Welt seines Handelns und Denkens, die Welt seiner Taten, seiner Entschlüsse, seines Heldentums und Vorwärtsstürmens konzentriert sich auf den kleinen Raum, der sich vor und neben ihm ausdehnt. Er weiß zwar: dort stehen die anderen Kompanien, dort steht das Nachbarbataillon — aber wie es im einzelnen dort aussieht, wie die Nachbareinheiten taktisch angesetzt sind, das liegt am Rande seines Wissens. Es interessiert ihn in solchen Augenblicken auch nicht. Siegen! das ist die Hauptsache. Aber eins weiß er, und das gibt ihm das Gefühl der Sicherheit: Alles, was er im Rahmen seiner Einheit tut, unterliegt einem großen Plan, einem Gesetz, dem er im Vertrauen auf seine Führung gehorcht. Viel später, nach dem Sieg vielleicht und in einer ruhigen Stunde, wenn er durch den Mund seines Offiziers vom Erfolg seines Regiments, seines Korps, seiner Armee und schließlich seiner Heeresgruppe hört, mag er verwundert etwas von der gewaltigen Arbeit ahnen, die von den Stäben geleistet wird und nach deren Plänen sich der Einsatz seiner Einheit und selbst seiner Person vollzieht. Dann wird er auch erkennen, wie jenes „Gehirn der Armee“ z. B. bei einer Durchbruchsschlacht, einer Umfassung und damit verbunden einer Vernichtungsschlacht arbeiten muß, um ihm den Sieg zu sichern. Daß dort nicht vom grünen Tisch her geplant und befohlen wird, daß dort keine Theoretiker sitzen, bedarf keiner Worte. Das weiß der Soldat, der selbst Stabsoffiziere und Generale in vorderster Front erlebte. Der Stab formt das Gesetz seines Handelns, er ist das Herz der Front, in dem der Blutstrom des Willens von Tausenden und aber Tausenden deutschen Soldaten zusammenläuft, die siegen wollen.



Die Nacht bedeutet für das Hauptquartier der Heeresgruppe selbstverständlich keine Ruhepause. Durch Funk und Fernsprecher laufen die Meldungen ein. Der Offizier vom Dienst nimmt sie auf, notiert, und der Schreiber tippt sie in die Maschine

Um den Arbeitstisch des Ia häufen sich Karten, Pläne und Skizzen. Alles liegt geordnet und griffbereit

Aufnahmen: Kriegsberichter Otfried Schmidt

Der Oberbefehlshaber ist nicht nur durch die Nachrichtenmittel mit den ihm unterstellten Einheiten in ständiger Fühlung, sondern er benutzt darüber hinaus jede Möglichkeit, die ihm die Zeit bietet, um sowohl mit den höheren Offizieren seiner Heeresgruppe als auch mit den Soldaten zu sprechen

Stalins „pulverisierte" Befestigungen

AM 22. JUNI 1941 BEGANN DER DEUTSCHE STURM AUF DIE SOWJETRUSSISCHEN GRENZBEFESTIGUNGEN

Von Oberst Dr. GROSSE

Im Juni des vergangenen Jahres traten die Verbände des deutschen Heeres und der Luftwaffe zum Kampf gegen die Sowjetunion an. Zehn Tage nach dem Angriff war die gesamte sowjetrussische Grenzverteidigung zusammengebrochen. Am 12. Juli 1942 meldete das Oberkommando der Wehrmacht, daß die Stalin-Linie an den entscheidenden Punkten durchbrochen sei. Die bereits im Jahre 1925 von den Sowjets ausgebauten Landesbefestigungen, die in den späteren Jahren, mit kurzer Unterbrechung im Jahre 1929 — nach der Besetzung Ostpolens durch die Sowjets —, mit ungeheurem Aufwand an Material und Arbeitskräften weiter verstärkt und vergrößert wurden, waren von den deutschen Soldaten überrannt worden.

Im September 1941 setzte der Pioniergefreite Heinrich Schultz auf der Ostseeinsel Oesel mit Flammenwerfer und geballten Ladungen allein 35 bolschewistische Bunker außer Gefecht. In diesem Tatbestand sind — außer der wundervollen Leistung eines Soldaten — zwei bemerkenswerte Umstände enthalten. Erstens einmal ist es erstaunlich, daß ein einzelner Soldat in seinem kleinen Gefechtsabschnitt eine derartige große Zahl von Bunkern vorfand, und zweitens ist es nicht weniger erstaunlich, daß es ihm überhaupt möglich war, diese Bunker allein niederzukämpfen. Eine Erklärung hierfür findet sich nur in der besonderen Eigenart des bolschewistischen Befestigungssystems, das, in der ganzen Welt als unüberwindlich gerühmt, doch von den deutschen Truppen in zehn Tagen durchbrochen und vernichtet wurde.

Die Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken (UdSSR) war bei Kriegsbeginn das Staatswesen mit den längsten Grenzen der Welt. Die Landgrenzen betrugen 20 000 Kilometer, die Seegrenzen 47 000 Kilometer. Dabei entfielen auf Deutschland 1400, auf Finnland 1300, auf Ungarn 270 und auf Rumänien 780 Kilometer. Von jeher war es der Wunsch Rußlands gewesen, diese mit Ausnahme der Karpaten durch keinen natürlichen Schutz gesicherten Westgrenzen zu befestigen. Nachdem jedoch durch den Weltkrieg und den Krieg mit Polen im Jahre 1920 die alte historische Festungslinie, die sich von Kowno bis Iwangorod erstreckt hat, verlorengegangen war, blieb die 3800 Kilometer lange Grenze bis zum Jahre 1931 fast durchweg ohne neue Befestigungen. Die Gründe hierfür lagen nicht in der Friedfertigkeit der Sowjets, sondern in den schweren wirtschaftlichen Erschütterungen und Nöten, die der Rätestaat in den zwanziger Jahren durchmachte und die jeden Gedanken an solche Milliardenausgaben zunächst unmöglich machten. Man beschränkte sich lediglich auf einige besonders wichtige Stellen der Küsten, wie Kronstadt und Sewastopol, wo man die Schäden des Weltkrieges und der Revolution ausbesserte.

Im Jahre 1925 begann der erste jener Fünfjahrespläne zu laufen, deren letztes großes Ziel die Zusammenfassung aller Kräfte und Mittel des Landes zum Zwecke einer Aufrüstung allergrößten Stils war. Die Kurve des Wirtschaftslebens stieg wieder an, und Moskau konnte an die vernachlässigte Landesbefestigung denken. Man begann mit einzelnen Befestigungsarbeiten im Raume von Kiew sowie an der finnisch-sowjetischen Grenze. Aber das waren nur Versuche, es kam darauf an, zunächst einmal die Formen einer Befestigung zu finden, die einerseits mit den politischen und militärischen Absichten und andererseits mit den personellen und materiellen Mitteln der Sowjetunion in Einklang standen.

Streit im hohen Kriegsrat

Es waren die Jahre, in denen der Maginot-Gedanke die Welt beherrschte. Die französischen Anschauungen fanden auch im sowjetischen Heer viele Anhänger, nur stand es von vornherein fest, daß eine lückenlose Kette von schweren Panzerwerken neuzeitlicher Bauart mit geschützten unterirdischen Verbindungen und allen dazugehörigen maschinellen Einrichtungen in einer Ausdehnung von fast 2000 Kilometern die Kräfte des Staates übersteigen würde. Aber eine Befestigungsanlage wie die Maginot-Linie entsprach auch nicht den Absichten der Regierung. Das französische Befestigungssystem betonte nach Anschauung sowjetrussischer Militärs allzu stark die Defensive und schien ihrer Ansicht nach mit seiner geringen Tiefe keinen genügenden Raum zur Bereitstellung großer Truppenverbände zu bieten.

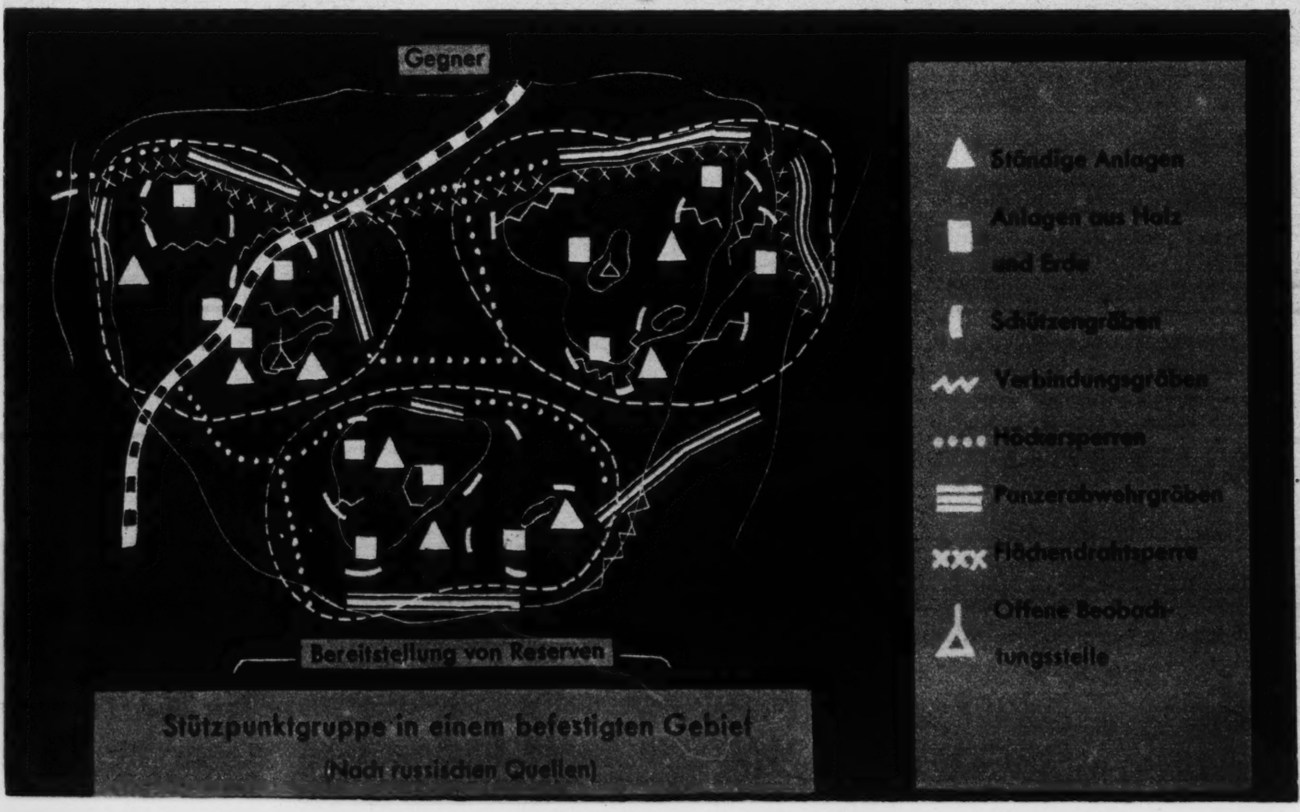
Die endgültige Entscheidung fiel in einer Sitzung des Revolutionären Kriegsrats, die nach glaubhaften Quellen im Jahre 1931 in Moskau stattfand. Auf dieser Kriegsratssitzung entbrannte sogar ein Streit unter den führenden Männern der Sowjetwehrmacht über die Frage, was dringlicher sei: der beschleunigte Ausbau der Armee nach neuzeitlichen Grundsätzen mit Verstärkung der Panzer- und Luftwaffe sowie erhöhter Motorisierung oder die Schaffung einer Landesbefestigung. Beide große Aufgaben gleichzeitig anzupacken und mit gleicher Kraft durchzuführen, dazu reichten die Mittel des Staates nicht aus. Die Ansichten waren geteilt. Die Marschälle Woroschilow, Budjenny und Jegorow forderten den Ausbau einer starken Angriffsarmee, während der inzwischen erschossene Marschall Tuchatschewski sowie der heutige Generalstabschef Schaposchnikoff und einige andere hohe

Ausschnitt aus einer sowjetrussischen Stellung
tischer Darstellung einen Überblick über die
besseren Übersicht wegen mit Panzerkuppeln

Offiziere für die Landesbefestigung eintraten. Die zweite Gruppe setzte sich durch, und der Bau von Befestigungsanlagen wurde beschlossen.

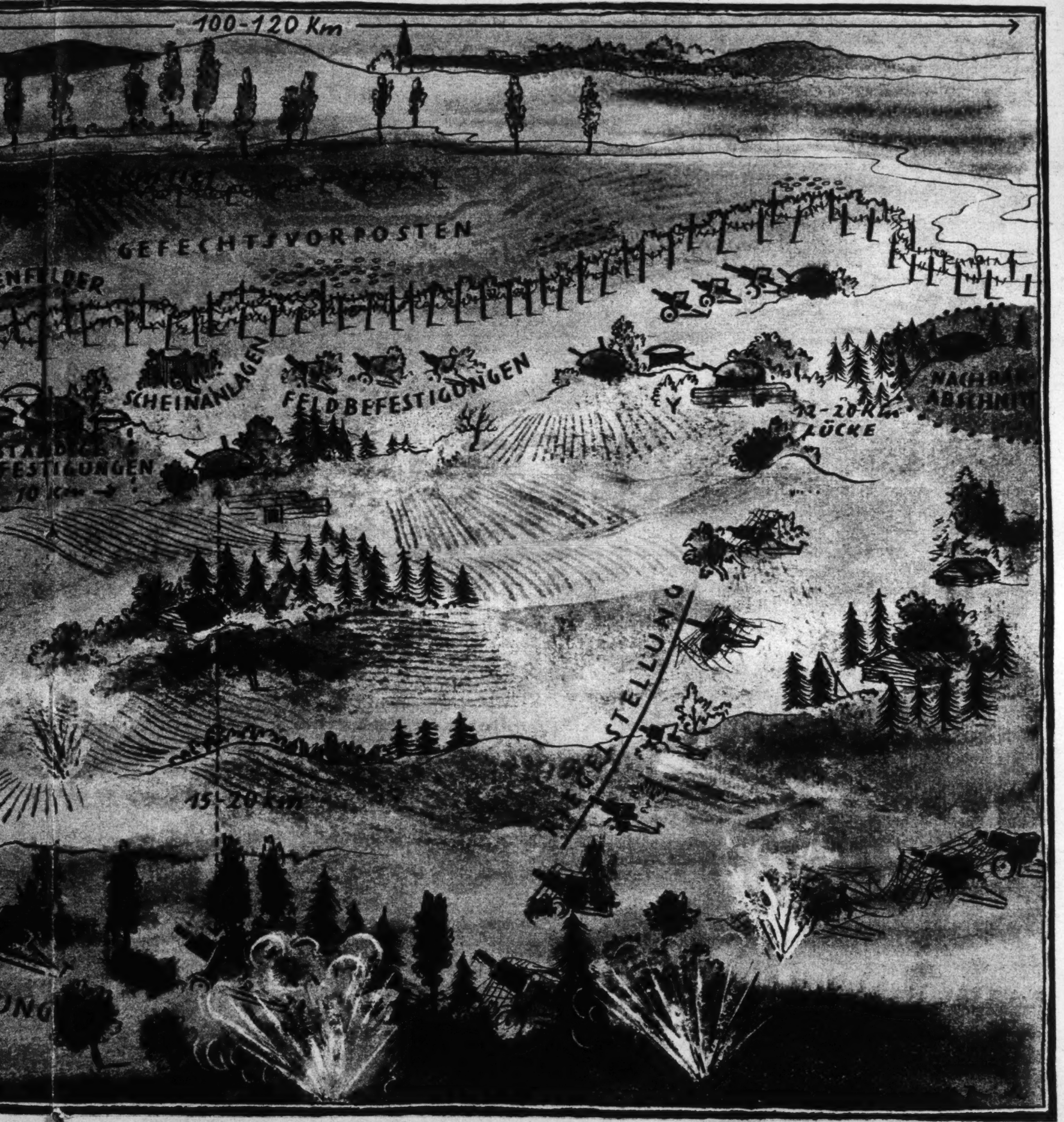
Man hatte eingehend die Erfahrungen des Weltkrieges studiert, hatte aus den deutschen und belgischen Anschauungen das Beste herausgesucht, hatte an französischen Gedanken übernommen, was brauchbar erschien, und hatte schließlich alles den russischen Raumverhältnissen, den landschaftlichen Gegebenheiten und den Eigenschaften und Fähigkeiten des russischen Soldaten angepaßt. Man entschied sich endlich für die Zerlegung der Befestigungen in viele kleine Anlagen mit wesentlich größerer Tiefe, als die Franzosen sie für nötig hielten. An den wichtigsten und gefährdetsten Abschnitten der Front sollten diese Anlagen zu „befestigten Gebieten" zusammengefaßt werden. Als schlagwortartige Bezeichnung für die ganze Planung erfand man das Wort von der „pulverisierten Befestigung".

Die auf Grund sorgfältiger Erkundung in den einzelnen Militärbezirken bereits aufgestellten Ausbaupläne gewannen so-



Stützpunktgruppe in einem befestigten Gebiet
(Nach russischen Quellen)

fort Gestalt. Mit den Bezirken Leningrad und Kiew wurde begonnen, und es entstand hauptsächlich in den Jahren 1931 jene Festungsstellung, die wir mit dem Namen „Stalin-Linie“ bezeichnen. Sie umfaßt zwischen Finnland und dem Schwarzen Meer die befestigten Gebiete: Karelien, Jamburg (Kingisepp), Pleskau, Sebesch, Polozk, Minsk, Mosyr, Korosten, Nowograd Wolynsk (Zwiahel), Letitschew, Mogilew Podolsk, Rybniza, Sewastopol und Tiraspol. Außerdem wurde als wichtiger Eckpfeiler am Schwarzen Meer der uralte Kriegshafen Sewastopol bedeutend ausgebaut und erheblich verstärkt. Sewastopol wurde neben Odessa ein Kernpunkt des gewaltigen Küstenverteidigungssystems am Schwarzen Meer. Die Bucht ist außerordentlich stark gesichert, und das Lagunengebiet am Fuße der Halbinsel Krim bietet auch nach der Landseite eine gute natürliche Verteidigungsstellung.



hen Stellung mit Befestigungsanlagen neuer Art. Unsere Zeichnung nach sowjetrussischen Quellen gibt in schema- k über die Staffelung vom Vorfeld bis zur rückwärtigen Stellung. Die Anlagen der Stützpunktgruppen sind der zerkuppeln gezeichnet. Wie die Stützpunktgruppen im einzelnen ausgebaut sind, zeigt die nebenstehende Zeichnung

Sewastopol ist der Hauptstützpunkt der bolschewistischen Kriegsflotte. Der große eisfreie, mit allen erforderlichen Einrichtungen versehene Kriegshafen bietet mit seiner Wassertiefe von elf Metern der ganzen Schwarzmeerflotte Raum. Sewastopol besitzt sicher eine große Zahl von Küstenbatterien, jedoch können infolge der strengen Geheimhaltung der Sowjets hierüber noch keine genauen Angaben gemacht werden. Bedeutend ist noch der an der Nordostküste des Schwarzen Meeres gelegene Kriegshafen Noworossisk.

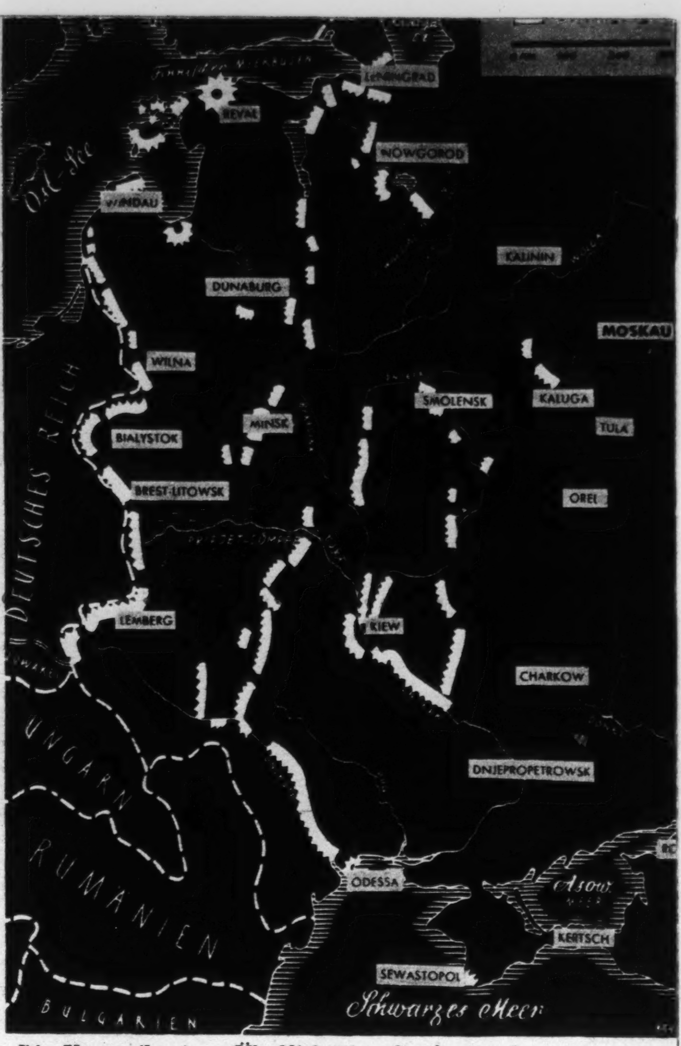
„Verteidigungsbündel“ als Befestigungskern

Nach welchen Gesichtspunkten werden nun die Befestigungen der Stalin-Linie angelegt? In sowjetischen Vorschriften und Bestimmungen wird immer wieder betont, daß die Befestigungen keine passive, sondern eine ungeheuer aktive Aufgabe haben. Sie sollen ja auch nicht lediglich der Verteidigung dienen, sondern vor allem eine sichere und starke Basis für den geplanten Angriff bilden.

Als Kerne der befestigten Gebiete erscheinen Stützpunktgruppen, die sogenannten „Verteidigungsbündel“, für die eine geschlossene Rundumverteidigung Vorschrift ist und die jeweils drei bis fünf einzelne Stützpunkte enthalten. Die Zwischenräume zwischen den Bündeln und den Stützpunkten werden mit Feldbefestigungen ausgefüllt (eine Art der Befestigung, die den Russen von jeher lag) und werden von Artillerie-, MG- und Tankabwehrfeuer überdeckt. Gestattet das Gelände das nicht, so werden besondere, für längere Verteidigung ausgerüstete Werke angelegt. Diese zu einem „befestigten Gebiet“ zusammengefaßten Stützpunktgruppen staffeln sich in einer Tiefe von acht bis fünfzehn Kilometer und bilden mit einem dichten Netz von Bunkern, Nestern, Gräben und Sperren die Grundlagen und das Knochengerüst der ganzen Befestigungsanlagen.

Um das Jahr 1938 herum verschärfte sich die politische Lage in Europa, und es erschien den sowjetischen Befehlsstellen ratsam, neben einer sprunghaft gesteigerten Aufrüstung der Wehrmacht auch die Befestigungsanlagen zu verstärken und zu verdichten. Gleichzeitig sollten die Tiefe vergrößert und allzu große „operative Lücken“ zwischen einzelnen befestigten Gebieten durch neue Anlagen verkürzt werden.

Auch im nördlichen Eismeergebiet entfalteten die Sowjets eine rege Tätigkeit. Unter dem Schein amtlicher Wissenschaftlichkeit arbeiteten sie an dem Bau von Befestigungsanlagen in der Arktis. Ihr Plan ging dahin, entlang der sibirischen Eismeerküste ein System von Flugplätzen zu errichten, um die Möglichkeit zu schaffen, auf schnellstem und für den Gegner unangreifbarem Wege Luftstreitkräfte aus Europa an den Pazifik zu transportieren. Die Schwerpunkte liegen



Die Karte gibt einen Überblick über die festausgebauten sowjetrussischen Befestigungsanlagen

auf den Fischerinseln, der Einfahrt zur Kolabucht, der Einfahrt zum Weißen Meer und auf Archangelsk. Neben diesen Küstenbefestigungen befinden sich an zahlreichen Plätzen vorgeschobene Stützpunkte für U-Boote und Fahrzeuge des Grenzschutzes. Ihre besondere Bedeutung erhalten die Eismeerbefestigungen durch ihre Verbindung mit der Ostsee, die durch die Murmanbahn und den Stalinkanal hergestellt wird.

Diese Arbeiten waren in vollem Gange, als sie im Herbst des Kriegsjahres 1939 zum Teil plötzlich abgebrochen wurden. Durch die Besetzung Ostpolens hatte die Sowjetunion eine neue Grenze gegen das deutsche Gebiet erhalten, die nach sowjetischen Anschauungen unverzüglich befestigt werden mußte.

Noch während im Winter 1939/40 die Grenzkommissionen arbeiteten, begannen Kommandos mit der Erkundung, denen sofort der Arbeitseinsatz folgte. Von der alten Grenze wurden alle Kräfte ohne Rücksicht auf die Vollendung der Arbeiten mit ihren ganzen Maschinenparks nach der neuen Grenze gezogen. Genau so ging es im Laufe des Jahres 1940 mit der neuen Grenze nach Besetzung der beiden Randstaaten.

Hier erblickten die Sowjets außerdem noch die Aufgabe, die alte Küstenverteidigung zu erneuern und zu verstärken und mit den neu hinzugewonnenen Anlagen in ein großzügiges System zu bringen. Seit alten Zeiten schon hatte das Tor zur Ostsee in den Expansionsplänen russischer Herrscher eine große Rolle gespielt. Nun endlich schienen diese Gedanken und Wünsche Wirklichkeit zu werden. Gegenüber Dagö, in der Nähe der Stadt Hapsal, begannen die Küstenbefestigungen, die sich in wechselnder Stärke, aber ohne große Lücken bis Leningrad hinzogen. Den Kern dieses groß angelegten Systems bildete der Festungsgürtel von Kronstadt, der sich von der finnischen Küste bis nach der Küste von Ingermanland hinzieht. Sie bestehen aus Batterien am Nordufer der Bucht von Kronstadt, aus Inselforts zwischen dem Nordufer und der Insel Kotlin, aus Batterien auf dieser Insel, aus Inselforts zwischen dieser Insel und dem Südufer der Bucht und schließlich aus Werken auf dem Südufer selbst. Die meisten dieser zahlreichen Befestigungen sind teils künstliche Inseln und liegen in der seichten Bucht zu beiden Seiten der Insel Kotlin. Als Ganzes bietet Kronstadt mit seinen Befestigungen durch die starke Bestückung eine sehr starke Festung. Kronstadt selbst, auf Kotlin gelegen, ist mit Leningrad durch einen 30 Kilometer langen Seekanal verbunden, auf den jedes Fahrzeug mit größerem Tiefgang angewiesen ist. Er kann leicht unter Feuer genommen und gesperrt werden.

An der neuen Westgrenze entstand nun eine neue Anzahl befestigter Abschnitte wie: Grodno, Ossowicz, Brest-Litowsk, Rawa Ruska, Lemberg und Przemysl. Bei den Neubauten bemühte man sich, die Erfahrungen des deutschen Westfeldzuges zu verwerten. Flan-

(Fortsetzung auf Seite 13)

Den Sowjets entronnen

DIE ABENTEUERLICHE FLUCHT EINES DEUTSCHEN GEFREITEN

Ein Erlebnisbericht von Gefr. FRITZ LEONHARDT

Wir liegen in einem kleinen Dorf am Donez und haben uns einigermaßen eingerichtet. Für Mensch und Tier müssen nur noch einige zusätzliche Vorräte beschafft werden. Aus einem Dorf jenseits des Flusses, das wir beim Beziehen der Winterstellungen geräumt haben, werden wir sie holen. Ein Requirierungskommando ist bestimmt worden, das auf dem Verhandlungswege vom „Bürgermeister" des Ortes die nötigen Lebens- und Futtermittel besorgen soll.

Das Kommando besteht aus Oberfeldwebel S., Feldwebel R., Obergefreiten F. und mir. Ich soll den Dolmetscher machen. An einem frostklaren Wintermorgen ziehen wir los. Über eine Notbrücke gelangen wir über den Donez. Rings umher liegt noch alles im tiefen Schlaf, nur drüben im Dorf kräuselt sich über den Häusern langsam der Rauch kerzengerade empor. Da und dort kräht ein Hahn...

Nach kurzem Marsch erreichen wir das Dorf. Ohne irgendwie behelligt zu werden oder das geringste wahrzunehmen, kommen wir bei der Kate des „Bürgermeisters" an. Wir sind sehr erstaunt, als sich herausstellt, daß der Mann trotz der frühen Morgenstunde nicht zu Hause ist. Seine Frau kann keinerlei Auskunft geben, wo ihr Mann steckt. Ich merke an ihrem aufgeregten Wortschwall, daß da etwas nicht stimmt. Ich erzähle dem Oberfeldwebel von meinem Mißtrauen, und da er mit dem Ergebnis der Fragerei nicht zufrieden ist, bestimmt er, daß zwei Mann den Bürgermeister suchen sollen; die anderen zwei sollen hier bleiben. Feldwebel R. und Obergefreiter F. machen sich auf den Weg, ich bleibe des Dolmetschens wegen bei dem Oberfeldwebel. Für uns gilt es vor allem, in Erfahrung zu bringen, ob die Bolschewisten in den letzten Tagen hier im Orte gewesen sind. Die Alte gibt mit niedergeschlagenem Blick den Bescheid, daß sie von nichts wisse. Und das sagt genug! Wir sind aber noch nicht im klaren darüber, was nun zu tun ist, als plötzlich ein Schuß nicht weit von uns die morgendliche Stille zerreißt. Wir rennen aus dem Haus und sehen, daß es in dem höher gelegenen Ortsteil halblinks von uns plötzlich von sowjetischen Soldaten wimmelt.

Sofort suchen wir hinter einem Düngerhaufen Deckung und jagen den Bolschewisten unsere Kugeln entgegen. Schon krachen seitlich von uns die Handgranaten. In das Haus zurück! Kaum haben wir uns im schützenden Hausflur geborgen, als auch schon krepierende Handgranaten ihre singenden Splitter in die Haustürbohlen bohren. Es gilt schnellstens auf einen Ausweg zu sinnen, denn hier sind unsere Sekunden gezählt. Blitzartig durchzuckt uns der Gedanke an die beiden Kameraden, aber die müssen sich jetzt auch selbst zu helfen wissen.

Der Oberfeldwebel steckt vorsichtig den Kopf aus einem kleinen Fenster, zieht ihn aber schleunigst zurück, denn an der Hausecke stehen vier Bolschewisten mit schußbereitem Gewehr. Er jagt mit der Maschinenpistole eine Salve hinaus. Jetzt ist der Weg frei! Ein Sprung, und wir stehen draußen. Aber auch die vier Gegner sind wieder da. Wir schießen aber besser. Die Gefahr gibt uns eine sichere Hand. Sie sind erledigt. Die Schießerei lenkt die Aufmerksamkeit der anderen Sowjetrussen auf unsere Hausecke; zwei, vier, sechs, nein acht tauchen auf. Die Maschinenpistole ist leergeschossen, in meinem Gewehr ist nur noch ein einziger Schuß. Es kommt zu einem Handgemenge. Wir schlagen mit den umgekehrten Waffen um uns. Der Oberfeldwebel erhält einen Bajonettstich in den Oberarm. Ich sehe es, springe hin und ziehe die rotgefärbte Waffe aus seinem Arm, den Angreifer hat S. schon niedergeschlagen. Gerade will ich mich umwenden, da kriege ich unvermutet einen wuchtigen Schlag von hinten über den Kopf. Ich taumle zur Seite, sehe Sterne vor den Augen und denke: Jetzt ist es aus. Aber die Betäubung währt nur Sekundenbruchteile, mein Schädel hält schon allerlei aus. Ich opfere den letzten Schuß für diesen Übeltäter. Nun heißt es aber fort.

„Geht das Laufen?" frage ich den Oberfeldwebel; der gibt keine Antwort und springt voraus. Wie gehetztes Wild laufen wir über ein abgeerntetes Feld. Die Kugeln summen uns wie die Wespen um die Ohren. Hinter uns hören wir das Geschrei der Bolschewisten. Einige Häuser geben uns etwas Deckung, dann geht es im Sprung über einen Wassergraben. In diesem Augenblick höre ich meinen Kameraden aufschreien. Er hockt jenseits des Grabens und hält sich den Bauch. Ich springe wieder zurück. „Bauchschuß", stöhnt er. Ich nehme ihn auf und will mit meiner Last weiter, da bellt ein sowjetisches Maschinengewehr. Ein harter Schlag gegen meinen Oberschenkel; warm rieselt es das Bein hinab. Ich bin getroffen!

Mit Mühe komme ich an den gegenüberliegenden Rand des Grabens. MG-Garben pfeifen über mir. Nach wenigen Schritten spüre ich, wie mein Kamerad zusammenzuckt. Er stöhnt — dann wird er plötzlich schlaff und schwer in meinen Armen. Eine tolle Angst befällt mich. Ich vergesse dieses fürchterliche Pfeifen, Summen und Zischen, lege meinen Kameraden behutsam nieder und beuge mich zu ihm herab. Er sagte nichts mehr. Seine Lippen sind für immer geschlossen. Ich kann ihm nicht mehr helfen.

Ohrenbetäubend krepieren ganz dicht bei mir die Handgranaten. Keine dreißig Meter beträgt der Abstand zwischen mir und den Feinden. Mich sollen sie nicht auch noch haben, denke ich. In großen Sätzen renne ich vorwärts. Schon glaube ich mich erneut eingeschlossen, da es von allen Seiten auf mich einknallt. Nur ein Versteck kann mir helfen, denke ich.

Links von mir liegen drei kleine Gehöfte. Darauf springe ich zu. Wahllos laufe ich in die erste Tür und stehe in einer der üblichen Stallscheunen. Ein Berg Getreide und ein Berg Heu sind alles, was ich vorfinde. Ich spähe nach einem Schlupfwinkel und klettere zur Wand.

Schon höre ich die Stimmen meiner Verfolger. Einer behauptet, ich müsse in diesem Gehöft sein, denn er habe mich hier hereinspringen sehen. Man beginnt zu suchen. Die Tür zur Scheune wird aufgerissen. Die Bolschewisten fangen an, den ganzen Raum auf den Kopf zu stellen, wobei sie mächtig auf den „deutschen Hund" fluchen. Mein Herz schlägt mir bis zum Halse herauf. Aber Gott sei Dank, noch finden sie mich nicht. Ich atme auf, und nun erst spüre ich den brennenden Schmerz in meiner Wunde. Gerne würde ich mir einen Verband anlegen, doch in meinem Versteck kann ich mich nicht rühren. Draußen höre ich einen Posten auf und ab gehen. Ich bin also gefangen!

Im Gehöft wird jetzt nach mir gesucht. Nachher erstattet ein Sowjet einem Vorgesetzten Bericht. Ich höre, daß alles umstellt ist. „Der Deutsche kann unmöglich entkommen sein!" ruft jemand. Eine harte Stimme gibt den Befehl, noch einmal alles genau zu durchsuchen. Zuerst nehmen sich die Sowjets das Haus vor. Wüster Lärm entsteht. Sie beschuldigen den Besitzer, daß er mich versteckt hält, und wollen ihm dafür sein Gehöft anzünden. Der Panje beteuert, von nichts zu wissen, er stelle sein Haus zur Verfügung, man solle nur ruhig suchen. Gleich darauf erscheinen sie in der Scheune. Sie beginnen den gegenüberliegenden Getreidehaufen umzuwühlen, und mir wird es fast zur Gewißheit, daß ich in den nächsten Minuten in ihren Händen sein werde. Wenn es nun schon sein soll, denke ich, Gewinn dürfen sie durch mich nicht haben. Mein Soldbuch muß verschwinden. Ich zerreiße es leise in mehrere Stücke und stecke diese in den Mund. Kaum bin ich damit fertig, als auch schon einer auf meinem Heustapel steht und mit seinem Bajonett anfängt zu gabeln. Es wird heller in meinem Versteck. Ich überlege mir, wie ich vielleicht noch einige der Kerle erledigen kann. Ganz flach an den Boden habe ich mich gedrückt. Jeder Nerv zittert in mir.

Auf meinem Rücken spüre ich einige Male die Spitze des Bajonetts. Doch im letzten Augenblick ist mir das Glück hold, die Sowjetrussen werden des Suchens überdrüssig. Sie beratschlagen, was nun zu tun sei, der Erdboden könne mich doch nicht verschluckt haben. Einer unter ihnen schlägt vor, Hunde zu holen, um mich aufzuspüren. Zu meinem Glück werden sie sich nicht einig und ziehen davon.

Der Schmerz in der Wunde und die Kälte übermannen mich fast. Ich kann nicht mehr stilliegen. Draußen ist es ruhig geworden, auch der Posten scheint nicht mehr da zu sein, darum wage ich, aus dem Versteck zu schlüpfen und meine Wunde zu untersuchen. Ich sehe aber nur wenig, trotzdem die Schmerzen fast zum Verrücktwerden sind. Ich klettere zum Dach und zupfe mir einen Ausguck durch das Stroh. Kein Mensch ist zu sehen. Ich beschließe, zu fliehen. Leise schleiche ich zur Tür, öffne sie vorsichtig und vergewissere mich, ob wirklich kein Posten draußen steht. Nichts ist zu hören, aber ich will doch lieber noch eine halbe Stunde warten.

Später fallen mir die Hunde wieder ein, und es treibt mich fort. Mit großen Sätzen erreiche ich ein Gebüsch. Mein Bein schmerzt furchtbar. Ehe ich, auf mein Gewehr gestützt, weiter humpele, halte ich vorsichtig Umschau. Nach Minuten erreiche ich die Wiese, die wir

„Wir haben keine Munition mehr. Immer näher rücken uns die Sowjets auf den Leib. Es kommt zu einem Handgemenge. Sie sind in der Übermacht, aber trotzdem bekommen sie uns nicht. Wir wehren uns, und es ist beinah so, als hätte uns die Vorsehung gerade für diesen Kampf besonders viel Glück und Kraft verliehen" Zeichnung: Gefr. Bernd Markowsky

am Morgen überquert haben. Bevor ich aber meine Deckung verlasse, schaue ich wieder in die Runde, denn jetzt muß ich unbedingt ungesehen zum Fluß kommen. Vor mir ist alles ruhig, nur drüben am Dorfrand steht eine Menschengruppe, die sich aufgeregt gebärdet und nach meinem Standpunkt deutet. Einige von ihnen laufen eiligst davon, um wahrscheinlich die sowjetischen Soldaten zu verständigen.

So schnell es mein Zustand erlaubt, renne ich weiter. Bald bin ich am Fluß. Es ist die höchste Zeit, wenn ich im schwachen Dämmerschein noch hinüber will. Aber es geht leichter, als ich annahm, denn wenig später kann ich mich froh, aber völlig erschöpft an der gegenüberliegenden Böschung niederlassen. Wie groß ist meine Enttäuschung, als ich über den Rand der Böschung blicke. Dort vor mir liegt erst der eigentliche Fluß. Ich bin über einen toten Arm des Donez gegangen, der im Sommer sicherlich als Hafen dient. Mir bleibt nichts anderes übrig, als zurückzugehen und am feindlichen Ufer entlang bis zur Brücke oder Fähre zu kommen.

Aber ich bin am Ende meiner Kräfte, dort, wo der tote Arm mit dem Fluß zusammenstößt, sacke ich zusammen. Ich schließe die Augen, und ich weiß nicht mehr, wie lange ich so gelegen habe. Nach einer Zeit jedenfalls höre ich menschliche Laute. Ich öffne die Augen. Über mir stehen schon die Sterne. Ich richte mich auf und höre die Stimme von Feldwebel R., der mir zuruft, ich solle noch etwa hundert Meter abwärts kommen, dort sei ein Übergang möglich. Noch einmal reiße ich alle Willenskraft zusammen. Mühsam komme ich auf dem Eis vorwärts, aber ich bin noch nicht in der Mitte angelangt, als unter mir das Eis bricht. In meiner neuen Not rufe ich die Kameraden. Eine mir endlos erscheinende Zeit stehe ich im Eiswasser, dann schieben sich endlich Stangen unter meine Arme. Halb bewußtlos hat mich dann mein Kamerad R. zu den nächsten Sicherungen getragen. Dort erfahre ich, daß er mit F. glücklich entkommen konnte, natürlich unter den gleichen Umständen wie ich.

Drüben in eisiger Nacht liegt der tote Oberfeldwebel S.... Morgen werden die Kameraden ihn holen...

Was wird aus mir?

BERUFSFRAGEN DER KRIEGSTEILNEHMER:
3. DER EINZELHANDELSKAUFMANN

Von Dr. FRANZ HAYLER, Leiter der Reichsgruppe Handel und der Wirtschaftsgruppe Einzelhandel

Mit vielen Kameraden habe ich draußen über Berufsfragen gesprochen. Unter ihnen fand ich auch meine eigenen Berufskameraden, Kaufleute, die von ihrem Geschäft zu Hause sprachen, in dem sie jetzt von ihrer Frau vertreten werden, Kaufmannsgehilfen, die oft erst kurze Zeit im Beruf gestanden haben, ehe sie Soldaten wurden. Sie alle verbinden mit der Erinnerung an ihren Beruf die Frage nach der Zukunft ihres Schaffens. Werden wir in unserem Geschäft, in unserem Beruf nach dem Krieg die Möglichkeiten der Entfaltung haben, wie wir es uns einstmals dachten?

Bei der Beantwortung solcher Fragen müssen wir unseren Beruf in das Gesamtbild einzuordnen suchen, das wir uns heute von den Nachkriegsverhältnissen machen. Sehen wir auf das Ganze, dann wissen wir, daß uns als Volk nach dem Krieg ganz große Aufgaben des Aufbaues gestellt sind. Wir werden große Räume zu erschließen und die vorgefundene Primitivität zu überwinden haben. Denken wir an den neuen Osten des Reiches. Die Anfänge sind bereits jetzt im Kriege gemacht worden. In vollem Umfang wird aber die Durchdringung mit deutschen Menschen erst nach dem Kriege möglich sein. So wie der Bauer den deutschen Boden zurückgewinnt, wird auch der Kaufmann im Mittelpunkt des Prozesses stehen, der diesen Gebieten ein deutsches Gesicht gibt. Mit dem Zuwachsen der Menschen unseres Blutes werden höhere Bedürfnisse entstehen, und die Notwendigkeit einer individuellen Bedarfsdeckung wird dem deutschen Kaufmann seine Aufgabe zuweisen.

So entsteht einerseits eine neue wirtschaftliche Grundlage für aktive Kaufleute; andererseits werden eben diese Kaufleute mit ihren Familien und Betrieben zu Kristallisationspunkten des Deutschtums in diesen Räumen werden.

Polen und Juden haben ehedem in den neuen Ostgebieten einen Handel betrieben, der unseren Ansprüchen nicht entfernt genügt. Zur Sicherstellung der Versorgung mußten deshalb sofort Einzelhandelsbetriebe durch Umgestaltung der vorgefundenen Läden eingerichtet werden. Sie sind von Volksdeutschen und Umsiedlern übernommen worden. Ein Teil der Einzelhandelsgeschäfte aber ist ausdrücklich der Besetzung durch Kriegsteilnehmer vorbehalten geblieben. Die Organisation des Handels hat an verschiedenen Stellen der deutschen Ostgebiete „Auffanggesellschaften für Kriegsteilnehmerbetriebe" eingesetzt. Sie bewirtschaften die den Kriegsteilnehmern reservierten, aber auch jetzt schon benötigten Geschäfte, um sie später an aus dem Feld heimkehrende Soldaten abzugeben. Durch die jetzige Bewirtschaftung wird sichergestellt, daß der Kriegsteilnehmer später nicht einen toten, sondern einen lebendigen Betrieb mit einem festen Kundenstamm übernimmt. Es ist also dafür vorgesorgt, daß Kaufleute des Einzelhandels, die jetzt bei der Wehrmacht stehen und auf neue Betätigung in der Zukunft sinnen, in den von deutschen Soldaten zurückgewonnenen ostdeutschen Gebieten Aufgabe und Existenz finden werden. Sie werden hier dringend nötig sein, ebenso wie weitere Räume die Aktivität unternehmungslustiger Kaufleute brauchen.

Auch im alten Reichsgebiet werden dem Einzelhandelskaufmann neue Betätigungsfelder erschlossen werden.

Was wird aus mir?

(Fortsetzung)

Nach dem Kriege wird die Neubautätigkeit einen sehr großen Umfang annehmen. Es werden neue Stadtviertel, ja sogar neue Städte entstehen. Hier muß vom ersten Tage an und in ständiger Verfeinerung in der weiteren Entwicklung die Versorgung sichergestellt werden. Es sind also Kaufleute nötig, denen ihr bisheriger Betrieb nicht mehr genügt und denen solche Pionierarbeit Freude macht. Vor allem aber werden hier ebenso wie in den Ostgebieten unsere Nachwuchskräfte zum Zuge kommen können. Welcher unternehmungsfreudige Kaufmannsgehilfe, der jetzt als Soldat über seine Zukunft nachdenkt, wollte hier nicht die Möglichkeit zu eigener unternehmerischer Betätigung sehen? Der Einzelhandel sorgt sich heute bereits vor allem um seinen männlichen Nachwuchs. Er hat in den letzten Jahren nicht immer ausgereicht, um die voraussichtlich notwendigen Geschäftsgründungen im Einzelhandel aus sich heraus sicherzustellen. Die Aussichten des Kaufmannsgehilfen, sich selbständig zu machen, sind deshalb gut.

Keine Sorgen um das Kapital

Gerade der jetzt im Wehrdienst stehende Nachwuchs wird indes mit Recht fragen, mit welchen Mitteln er die Verselbständigung bewerkstelligen soll. Denn zu unternehmerischer Betätigung gehört ja nun einmal auch ein Kapital. Die Sorge um die Betriebsmittel soll niemandem, der selbständiger Kaufmann werden will, ganz abgenommen werden. Die Wirtschaftsgruppe Einzelhandel, als die Berufsvertretung unseres Wirtschaftszweiges, hat indes dafür vorgesorgt, daß dem strebsamen jungen Kaufmann Kreditmöglichkeiten zur Verfügung stehen. Sie hat vor einiger Zeit mit eigenen Mitteln eine Gesellschaft, den „Wirtschaftlichen Förderungsdienst des Einzelhandels", gegründet, der die Förderung und Unterstützung der Verselbständigung von Jungkaufleuten und der planmäßige Einsatz von Einzelhandelskaufleuten als Aufgabe gestellt ist. Der Wirtschaftliche Förderungsdienst des Einzelhandels unternimmt unter bestimmten Voraussetzungen Bürgschaften für junge Kaufleute, auf Grund derer die mit dem Förderungsdienst zusammenarbeitenden Bankinstitute Personalkredite gewähren. Wer die sachlichen, fachlichen, beruflichen und persönlichen Eigenschaften nachweist, kann die fehlenden „dinglichen" Sicherheiten durch eine Bürgschaft des Wirtschaftlichen Förderungsdienstes ersetzt bekommen und damit für das Bankinstitut kreditfähig werden.

Möglichkeiten der Verselbständigung werden sich im übrigen in den Betrieben der aufgelösten Konsumgenossenschaften finden, die in das Gemeinschaftswerk der Deutschen Arbeitsfront übergegangen sind. Die früheren Verteilungsstellen werden nach dem Krieg in private Einzelhandelsgeschäfte umgewandelt und bieten dann vor allem den aus dem Krieg zurückkehrenden Soldaten eine Aufgabe und Existenz.

Ich habe bisher von mehreren Möglichkeiten des neuen beruflichen Einsatzes im Einzelhandel gesprochen. Hier entstehen Aufgaben von einem solchen Reiz, daß bestimmt mancher Kaufmann und viele Kaufmannsgehilfen mit Verselbständigungsabsicht zugreifen werden. Das deutsche Volk wird aber nach dem Krieg auch die Leistungsfähigkeit der bestehenden Einzelhandelsbetriebe in Anspruch nehmen. Wenn wir uns unsere volle Bewegungsfreiheit erkämpft haben werden, so wird das seine natürlichen Auswirkungen auf den Lebensstandard unseres Volkes haben. Es wird so leben können, wie es seinem kulturellen Hochstand entspricht. Dementsprechend braucht es materielle Lebensgüter in großer Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit. Auf den Kaufmann wird es, wenn die Produktionsmöglichkeiten wieder gegeben sind, entscheidend mit ankommen, daß die Versorgung verbessert und den Erfordernissen einer allgemein höheren Lebenskultur angepaßt wird.

Für jeden gibt es Arbeit

Zweifellos werden sich alle Geschäftszweige des Einzelhandels entsprechend beleben. Denken wir an das in Aussicht genommene gewaltige Wohnbauprogramm, so wird ganz klar, daß viele Einzelhandelszweige davon wesentlich beeinflußt werden. Alle Fachzweige, die Wohnungsbedarf liefern, werden hier zum Zuge kommen: die Möbelhandlungen, die Gardinen- und Textilgeschäfte, Tapetenhandlungen, die Geschäfte für Haus- und Küchengeräte, die Kunstgewerbegeschäfte usw. Auch in vielen bestehenden Wohnungen staut sich jetzt ein gewisser Erneuerungsbedarf an. Ähnlich starke Bedarfswünsche werden auf dem Gebiet der Kleidung auftreten. Der Luxusbedarf auf den verschiedensten Gebieten wird wachsen und Befriedigung suchen. Ebenso werden die technischen Fachzweige wie der Kraftfahrzeughandel, der Handel mit Rundfunkgeräten und Maschinen angeregt sein. Die verstärkte technische Ausrüstung der Landwirtschaft wird dem Landmaschinenhandel neue Möglichkeiten eröffnen. Daß schließlich der Nahrungs- und Genußmittelhandel aller Arten — allmählich aus den Fesseln der Bewirtschaftung gelöst — neue Umsatzmöglichkeiten finden wird, bedarf kaum der besonderen Hervorhebung.

Der Kaufmann wird Chancen haben

Für jeden regsamen Angehörigen unseres Berufs wird es nach dem Sieg keine Sorge um seinen beruflichen Einsatz geben. Alle Kräfte werden gebraucht. Man wird sich gewiß auch schnell wieder in den Dingen des Berufes zurechtfinden — schneller, als man jetzt denkt. Durch den Briefverkehr, die Fachzeitschriften und vor allem auch durch die Soldatenbriefe des Oberkommandos der Wehrmacht, deren Aufbaulehrgang für den Einzelhandelskaufmann gemeinsam mit der Wirtschaftsgruppe bearbeitet wird, ist ein gewisser Kontakt zum Beruf auch jetzt vorhanden. Ausreichende Orientierungsmöglichkeiten werden später geboten sein. Den Betriebsführern und dem Betriebsführernachwuchs stehen dann vor allem auch die verschiedenen Einzelhandelsfachschulen zur Verfügung, die für den Lebensmittelhandel, den Textileinzelhandel, den Möbeleinzelhandel, den Einzelhandel mit Eisenwaren, Haus- und Küchengeräten und den Photoeinzelhandel als lebensnaher Schultyp geschaffen wurden.

Eine Feststellung möchte ich an den Schluß setzen: Der Kaufmann wird Chancen haben. Ihm wird aber auch in Zukunft nichts in den Schoß fallen. Er wird nur das erreichen, um das er sich ehrlich bemüht, und er wird im Wettbewerb bestehen müssen. Das aber ist ja die Atmosphäre, die der Kaufmann kennt und liebt und in der unter normalen Verhältnissen allein eine echte Bewährung möglich ist. Das Zurückfinden in die alte Tätigkeit wird niemandem unüberwindliche Schwierigkeiten machen, denn die Wirtschaftsgruppe Einzelhandel wird es als ihre vornehmste Aufgabe ansehen, dem Kriegsteilnehmer ihre Unterstützung zur Verfügung zu stellen.

Stalins „pulverisierte“ Befestigungen

(Fortsetzung von Seite 9)

kierendes Feuer trat weitaus stärker in den Vordergrund, und die Betonmauern erhielten eine erhöhte durchschnittliche Stärke von zwei Metern. Die Arbeiten wurden in einem sehr scharfen Tempo durchgeführt, das sich besonders im Frühjahr 1941 zu allergrößter Eile steigerte. Neben die rücksichtslos eingesetzte männliche und weibliche Zivilbevölkerung trat im Aufmarschgebiet in immer stärkerem Maße die gewaltig anschwellende Zahl der Truppen. Die Pläne für den Angriff waren fertig, Basis und Rückhalt mußten unter allen Umständen geschaffen werden.

Aber alles Aufpeitschen, alle Nachtschichten und „freiwillige“ Arbeitszeiten bis zu 14 Stunden haben nichts genützt. Die neue Grenzbefestigung teilte das Schicksal der alten: auch sie wurde nicht fertig. Das überraschende Antreten des deutschen Heeres am 22. Juni ließ ihr keine Zeit dazu.

In zehn Tagen überrannt

Unter dem Druck der schweren Niederlagen entstand dann im Juli 1941 weit im Hinterlande noch eine dritte Linie von Befestigungen, zugleich mit den Schutzstellungen um die großen Wirtschafts- und Rüstungszentren Moskau und Leningrad. Diese meist an den großen West-Ost-Straßen mit großer Tiefe angelegten Befestigungsgruppen kann man jedoch kaum als eigentliche Landesbefestigung bezeichnen, da sie nicht nach sorgfältigen Plänen und mit Friedensmitteln ausgeführt wurden. Aber auch sie enthalten viele betonierte Anlagen, und ihre Bedeutung geht weit über den Rahmen von Feldbefestigungen hinaus. Von einem fortlaufenden System kann keine Rede sein, und die Baufortschritte waren sehr unterschiedlich. Vielfach kam man über einfache Panzerabwehrgräben nicht hinaus.

Wie hat sich nun die bolschewistische Landesbefestigung bewährt? Hat sie den gegnerischen Einbruch nennenswert aufhalten können, hat sie den eigenen Truppen die Möglichkeit gegeben, unter günstigen Voraussetzungen anzugreifen, half sie Kräfte sparen, um an anderer Stelle wuchtiger angreifen zu können? Bot sie der zurückgehenden Truppe den gewünschten Rückhalt? Der Gang der Ereignisse hat diese Frage verneint. Wenn auch ein endgültiges Werturteil erst nach Abschluß aller Kriegshandlungen möglich ist, so läßt sich auch aus dem bisherigen Geschehen sehr viel ersehen.

Zehn Tage nach Angriffsbeginn war die gesamte sowjetrussische Grenzverteidigung zusammengebrochen. An vielen Stellen hatte der liegengebliebene Erdaushub der halbfertigen Anlagen das Schußfeld der Besatzungen stark behindert, so daß sich die einzelnen Bunker keinen Feuerschutz geben konnten.

Auch der Rückzug auf die Stalin-Linie half den Sowjets nicht. Die deutsche Verfolgung ließ die Bolschewisten nicht zu einer planmäßigen Besetzung der befestigten Räume kommen. Vielfach waren schnelle deutsche Truppen früher da als die Sowjets. Von einer geordneten, befehlsgelenkten Verteidigung konnte nirgends die Rede sein. Die Truppe konnte die Befestigungen bestenfalls nur so besetzen, wie sie gerade eintraf. Bereits am 12. Juli meldete das Oberkommando der Wehrmacht, daß die Stalin-Linie an den entscheidenden Punkten durchbrochen sei. Der deutsche Soldat, der bereits die Landesbefestigungen sechs verschiedener Staaten durchstoßen hat, wurde auch damit fertig.

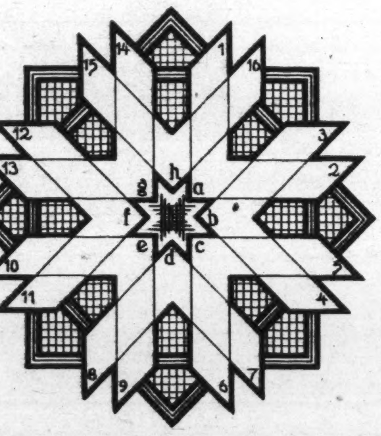
Kölner FORD-WAGEN waren mit dabei!

Auf den schlechten Straßen in Polen, auf schmalen, steilen Bergpässen Norwegens und beim schnellen Vorstoß durch Holland, Belgien und Frankreich waren Kölner Ford-Wagen den tapferen Soldaten treue Helfer.

Auch für den friedensmäßigen Aufbau Großdeutschlands stehen sie wieder bereit.

FORD-WERKE AG., KÖLN AM RHEIN

Ein rätselhafter Stern



In die Felder der Figur sind Buchstaben einzusetzen, so daß Wörter folgender Bedeutung entstehen

1—2 Teil des Rheinischen Schiefergebirges, 3—4 chemischer Grundstoff, 5—6 Element der Alten, 7—8 Spielleitung, 9—10 Kurort an der französischen Riviera, 11—12 Bezeichnung für Weltmeer, 13—14 Landmann, 15—16 nordischer Meergott. (Die Bezeichnung 1—2 z. B. bedeutet, daß die nebeneinanderliegenden Felder von „1“ über „a“ nach „2“ auszufüllen sind, das gesuchte Wort also in einem rechten Winkel steht.)

Bei richtiger Eintragung nennen die Felder von a bis h fortlaufend gelesen, ein neuzeitliches Kampfmittel.

Wer weiß es?

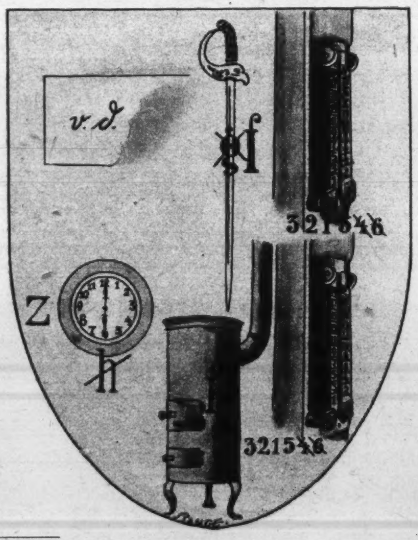
1. Wie nennt man den Rumpf einer zerbrochenen Statue? 2. Welcher Vogel wurde im alten Ägypten als heilig verehrt? 3. Wie heißt das Nebelreich der nordischen Sage? 4. Wer war der Schöpfer der deutschen Kriegsflotte? 5. Welches ist das Wahrzeichen von Paris? 6. Wer hat den „Trompeter von Säckingen“ komponiert? 7. Wie wird in Wien eine Droschke genannt? 8. Wie heißen die Urbewohner Amerikas? 9. Wer führte 1814 die allgemeine Wehrpflicht ein? 10. Wer schrieb den „Don Quichotte“? 11. Welches Gerät benutzt man zum Walfischfang?

Die Antworten sind zu bilden aus den Silben: a — a — bis — cer — di — eif — fel — fi — har — heim — horst — i — in — ker — ler — ne — ner — ness — nifl — pitz — pu — scharn — so — tes — tir — tor — turm — van.

Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Antworten ergeben, der Reihe nach gelesen, ein Meeresweichtier.

Bilderrätsel

(Betrifft die gesamte Ostfront.)



WER HAT'S GERATEN?

Auflösungen aus der vorigen Folge

Zahlenband: Esel, Daun, Lena. — Neuseeland.

Vorsetzrätsel: Bullauge, Ohrdruf, Reinerz, Damast, Matrose, Embargo, Chartreuse, Hederich, Alarm, Nestor, Instanz, Karaffe, Estrade, Riegel. — Bordmechaniker.

Rösselsprung: Ganz England, strömt' es alle seine Bürger / Auf unsre Küsten aus, vermöchte nicht, / Dies Reich zu zwingen, wenn es einig ist. v. Schiller. (Die Jungfrau von Orleans.)

Anderer Kopf: Trier, Oran, Riese, Prosa, Eleve, Dame, Orient. — Torpedo.

Ein U-Boot-Mann erzählt: sehr Ohr. Sehrohr.

Silbenbaukasten: Willst du Großes, laß das Zagen, / Tu nach kühner Schwimmer Brauch: / Rüstig gilt's die Flut zu schlagen, / Doch es trägt die Flut dich auch.

Immer voran: Trommel — Rommel.

Das unterbrochene Spiel

Von Oberleutnant Dr. RUDOLF KREUTZER

Am 28. Juni des Jahres 1914 spielten im Café Tomaselli in Salzburg der reichsdeutsche Ingenieur Heinrich Merkenschlager und der k. u. k. Oberleutnant der Tiroler Kaiserjäger Florian Rubatscher eine Partie Schach. Mitten in die grüblerische Stille, mitten in die beschauliche Ruhe der wenigen Stammgäste hinein aber geschah es, daß durch die heftig aufgerissene Tür des Kaffeehauses plötzlich mit der Nachricht vom Morde in Serajewo die polternden Würfel jenes gewaltigen Schicksals zu rollen begannen. das vier lange und harte Jahre des Krieges die Völker Europas in Atem halten sollte.

Im gleichen Augenblicke aber war es auch, daß Merkenschlager, seinen Damenspringer zur Attacke auf den feindlichen Königsläufer ansetzend, endlich den lange überlegten Zug in einem Spiele Schach tat, auf dessen Felder schon die Schatten eines Kommenden gefallen waren und an dessen Ende und Entscheidung nun keiner der Spieler mehr zu denken wagte.

Der Oberleutnant Rubatscher, mit halbem Blick nach dem weißen Damenspringer sehend, sagte nachdenklich, daß es nicht erlaubt sei, in einem Augenblick noch ein Spiel zu spielen, in dem der furchtbare und drohende Ernst eines heraufziehenden Weltgewitters aufgestanden sei und ihnen über die Schultern schaue, daß ihm dies um so weniger erlaubt sei in einem Augenblicke, an dem er nicht wisse, ob nicht seine Garnison sich schon im Alarm befinde. Er habe den Stand der Partie, deren eigenartiger Reiz den jähen Abbruch bedauern lasse, genau im Kopfe und werde sie bei gegebener Gelegenheit auch noch schriftlich aufzeichnen. Vielleicht werde es, was nun in der Hand eines ungewissen Schicksals liege, möglich sein, sie ein andermal zu Ende zu führen.

Einige Monate später, da schon der Sturm des Krieges donnernd über die Länder fegte, erhielt der Hauptmann der Reserve Heinrich Merkenschlager, als er in Flandern in Ruhestellung lag, eine Feldpostkarte des Oberleutnants Rubatscher. Er befinde sich in Galizien, schrieb der Oberleutnant, und da seine abgekämpfte Truppe aus dem Kampf herausgezogen worden sei, fände er Muße und Gelegenheit, die an jenem denkwürdigen Juninachmittage im Café Tomaselli begonnene Schachpartie, deren Stand er im nachfolgenden aufgezeichnet habe, mit einem Zuge fortzusetzen, der dem gegnerischen Angriffe auf seinen Damenläufer begegne.

Der Hauptmann Merkenschlager, seltsam angerührt von dieser ihm plötzlich aus Schlachtenlärm und Kriegsgewittern zufliegenden, halb vergessenen Erinnerung an Salzburger Sommertage, entlieh sich von einem befreundeten Stabsarzt Brett und Figuren eines Schachspieles und bedachte den nächsten Zug, um jenes sonderbare und vielleicht einzige Spiel fortzusetzen, das je in dem Großen Krieg von zwei Offizieren verbündeter Armeen über die rauchenden Fronten des Westens und des Ostens hinweg gespielt worden sein mochte.

Wochen vergingen und Monate, im Westen war die fließende Glut des Feuers nach der Schlacht an der Marne in aufgeworfenen Schützengräben erstarrt, im Osten erfroren die Kampfhandlungen auf den verschneiten, eisigen Pässen der Karpaten, aber immer noch trafen in gewissen Zeitabständen bei den Truppen Merkenschlagers und Rubatschers Feldpostkarten ein, die in sonderbaren Zeichen und Buchstaben die Fortsetzung der ihrem Höhepunkte zudrängenden Schachpartie anzeigten. Auch war es nun wohl so, daß jene zu Zeiten des Friedens begonnene Partie nicht mehr allein das geistvolle, kämpferische Spiel zweier Freunde bleiben sollte, denn hinter jenen beiden Spielern in den Karpaten und auf den Trichterfeldern Flanderns standen andere, standen in den Ruhepausen des Kampfes junge und bärtige Gesichter und dachten und berieten sich und machten das seltsam lockende Spiel ihrer Offiziere zu dem ihrigen. Fast schien es, als begänne der Sieg sich dem Hauptmann Merkenschlager und seiner Batterie in Flandern zuzuneigen. Ein

schwacher Zug des Oberleutnants Rubatscher nämlich, mit dem gleichzeitig gemeldet worden war, daß der Oberleutnant sich mit seinen Kaiserjägern auf einer Bahnfahrt in eine neue große Offensive befände, ermöglichte es den weißen Steinen Merkenschlagers, einen unmittelbar bedrohenden Angriff auf die Dame Rubatschers auszuführen und diese zur Aufgabe ihrer beherrschenden Stellung zu zwingen.

In der Batterie des Hauptmanns war dieser Zug mit Bewunderung und Freude aufgenommen worden, man sprach von einem unrühmlichen Rückzug, den die schwarze Dame vorzunehmen nun gezwungen sein werde, und erwartete mit Spannung das Eintreffen der nächsten Feldpostkarte des Kaiserjägers. Aber es vergingen Wochen, und es kam keine Antwort. Es vergingen Monate, und man begann bei der Batterie in Flandern Befürchtungen zu hegen. Vom Oberleutnant Rubatscher kam kein Lebenszeichen mehr. Seine bedrohte Dame brauchte keinen unrühmlichen Rückzug anzutreten. Eine knöcherne Faust hatte die Figuren von dem Schachbrett gewischt. Das Spiel war aus!

Wenn die Partie auch seltsam genug begonnen und fortgeführt wurde, so wäre diese Geschichte kaum der Erzählung wert, wenn sie hier wirklich endete, wenn nicht nach mehr als zwanzig Jahren dieselbe Partie Schach noch einmal aufgestanden und auf eine seltsame und fast wunderbare Weise in das Leben zweier anderer Menschen eingetreten wäre.

In jenen denkwürdigen Märztagen das Jahres 1938 nämlich, als der Führer die deutschen Brüder im Osten ins große Reich heimholte, marschierte mit den jubelnd empfangenen deutschen Truppen auch der junge Merkenschlager in die Stadt Salzburg ein. In dem Hause, in welchem er Quartier gefunden hatte, lernte er ein junges Mädchen kennen, die von einer stillen, seltsam herben Schönheit war und gleich ihm selbst in den zwanziger Jahren stehen mochte. Von Tag zu Tag nahm seine Zuneigung zu dem Mädchen an Größe zu. Während eines Tischgespräches fiel sein Blick eines Tages auf einen altertümlichen Glasschrank, in dem ein Schachbrett stand mit den Figuren darauf.

Da nun aber der junge Merkenschlager, mit Verwunderung auf den seltsamen, fast geisterhaften Kampf der Figuren blickend, nach der Bewandtnis fragte, die es mit diesem sonderbaren Spiele habe, erfuhr er von der noch mit den Worten zögernden jungen Dame, daß jene Partie Schach das letzte Spiel gewesen sei, das ihr Vater, der k. u. k. Oberleutnant Rubatscher, während der ersten Kriegsjahre im Wege eines Briefwechsels mit einem bayerischen Hauptmann namens Merkenschlager gespielt habe, und daß jener die schwarze Dame bedrohende Springerzug von ihrem Vater nicht mehr habe beantwortet werden können, da er aus dem ersten und kurzen Urlaub, seit welchem die Partie unverändert stehe, nicht mehr zurückgekehrt sei.

Eine Weile stand der junge Merkenschlager schweigend und wie von einem leisen Schauer angerührt vor dem Schachbrett, dann wandte er sich zu dem Fräulein Rubatscher und erklärte ihr mit einer festen und wissenden Stimme, daß jener Hauptmann Merkenschlager, ihres Vaters einstiger Spielpartner, kein anderer gewesen sei als sein eigener Vater, der vor zwanzig Jahren heil aus dem Kriege heimgekehrt sei.

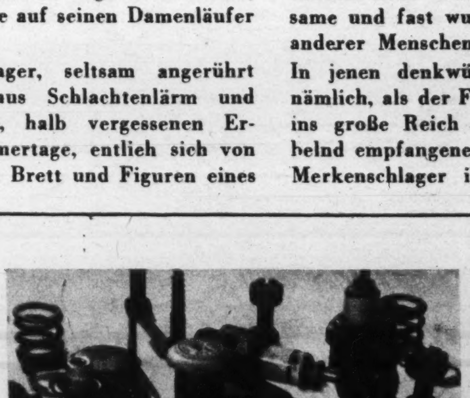
Es war bei diesen Worten des jugendlichen Offiziers, als sei seiner Gastgeberin die Karaffe mit Wein plötzlich zu schwer geworden, denn sie stellte sie wieder zurück, und ihre Hände zitterten dabei. Dann aber, sich fassend und dem jungen Merkenschlager mit einem vollen Blick in das Gesicht sehend, sagte sie, daß sie viel über jenen Zug nachgedacht habe, der die schwarze Dame aus ihrer Verstrickung retten werde, und daß nun ihr lange gehegter Wunsch, die Partie an Stelle ihres Vaters mit dem ehemaligen Hauptmann Merkenschlager zu Ende zu führen, auf eine unerwartete und kaum erhoffte Weise werde in Erfüllung gehen können.

Der Leutnant Merkenschlager aber schüttelte nur kaum merklich den Kopf. Er sei der Meinung, sagte er nachdenklich, daß jene Partie Schach nicht mehr die Sache ihrer Väter sei. Diese habe mitten im Spiel der Tod getrennt. Vielleicht aber so fügte er, mit einer scheuen Bewegung nach der Hand des Mädchens greifend, hinzu, sei es Sinn und Wille eines vorwissenden Schicksals gewesen, daß jene vom Tode ihres Vaters nicht beendigte, sondern nur unterbrochene Partie Schach zwanzig lange Jahre habe unverrückbar stehen müssen, damit dasselbe Spiel die Kinder nun zum Leben verbinde, aus dem einst der blutige Schlachtentod die Väter getrennt.

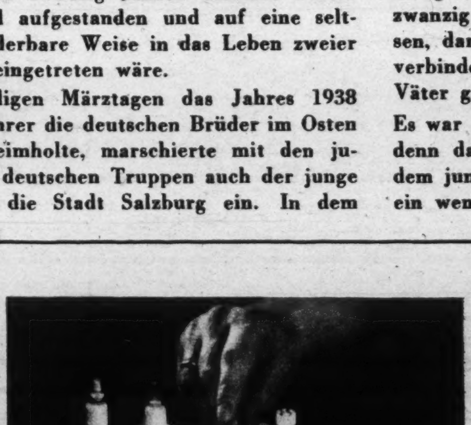
Es war wohl auf diese Worte nichts mehr zu erwidern, denn das Fräulein Rubatscher hob nur den Blick zu dem jungen Offizier auf und erwiderte leise und noch ein wenig zaghaft den Druck seiner Hand.

MIT EIN BISSCHEN PHANTASIE...

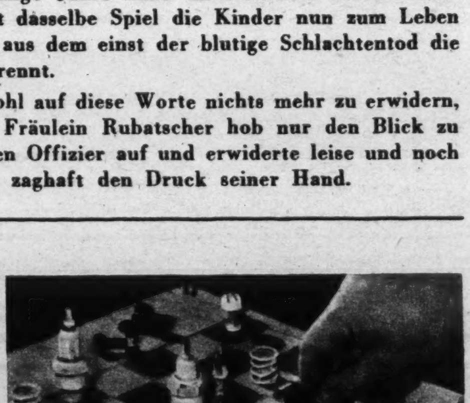
machen wir 'ne Schachpartie



Zwei Schachspieler, die weder Brett noch Figuren besaßen, kamen auf den Einfall, sich aus abgelegtem Kleinkram ein Schachspiel zu machen



Jede Partei hat ihren Anstrich erhalten. Das Schachbrett ist ein Stück Karton, der mit Bleistift kariert wurde. Das Spiel kann beginnen



Zwei alte Kerzen haben sich in Dame und König verwandelt. Ausgediente Federn machen die Springer und Schraubenköpfe dienen als Bauern

Aufnahmen: Gefr. Erich Haase

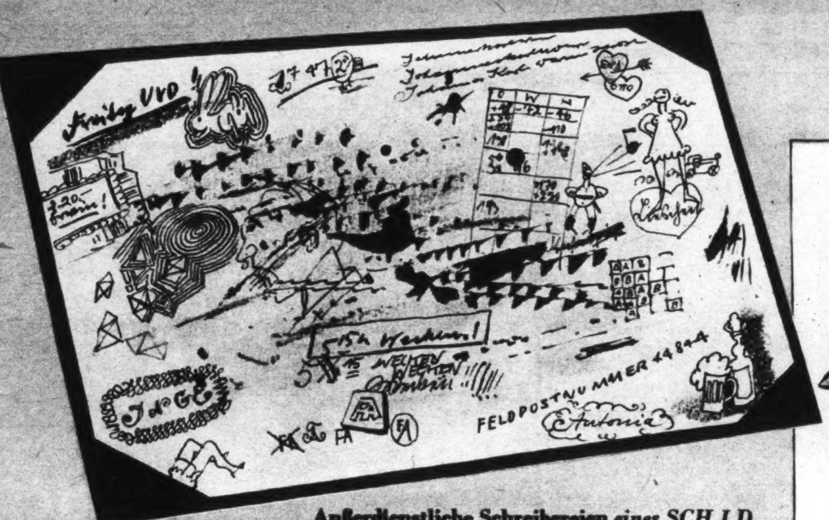
Versetzt *. . . geboren am 14. 12. 10 . . . wo augenblicklich tätig . . .?*

Der Stolz des Schreibers:

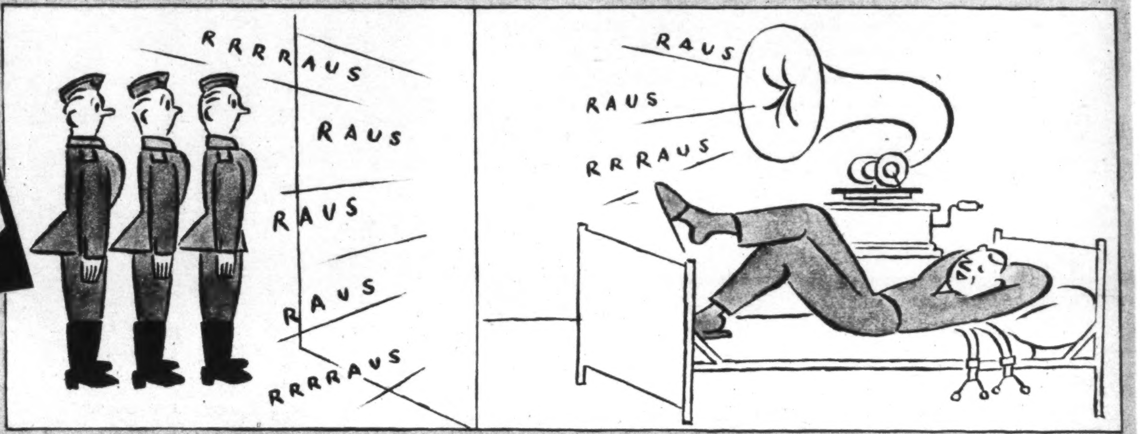
Er war im Frieden in einer Registratur tätig. Mit Eifersucht hütet er nun auch hier seine Schätze. Ja nichts zum Lesen an die Kameraden herausgeben, denn der Zweck von all diesem Gedrucktem ist ja, schön gebündelt und staubfrei in einem Aktenschrank zu lagern! Denkste!

Die Schreibstube

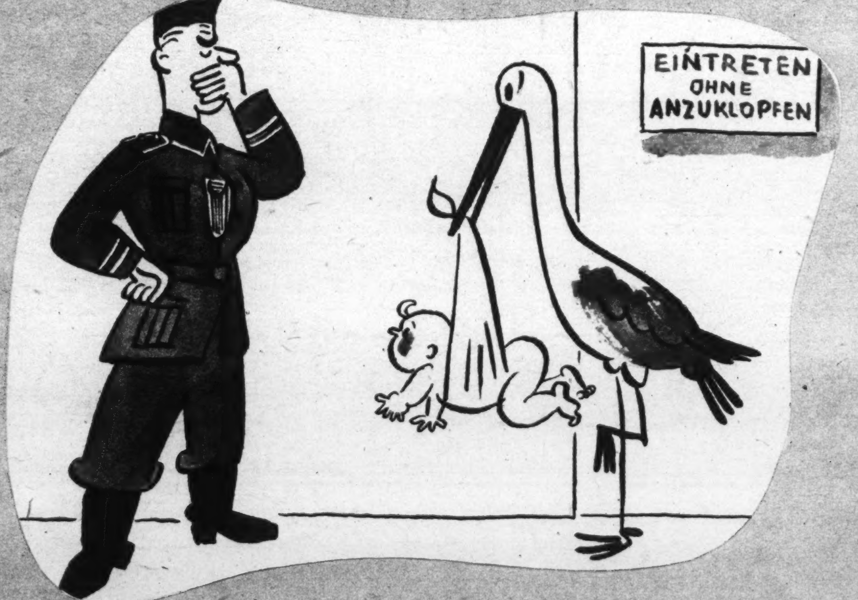
erlebt und gezeichnet vom Gefr. WERNER KRUSE



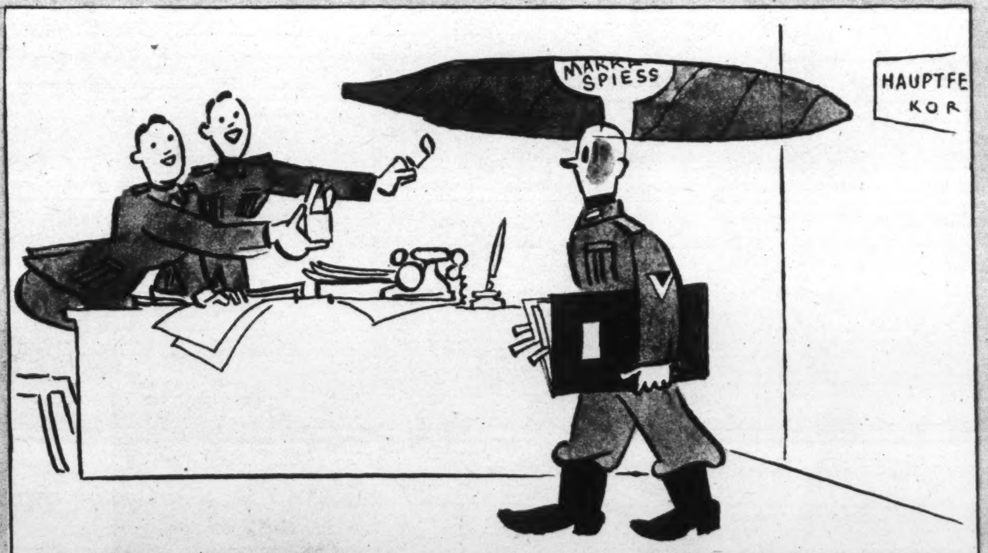
Außerdienstliche Schreibereien *eines SCH.I.D.*
(sprich: SCHREIBER IM DIENST)



Vor und hinter der Tür: *Der Schreiber vom Dienst verschafft sich ein Schlummerstündchen*

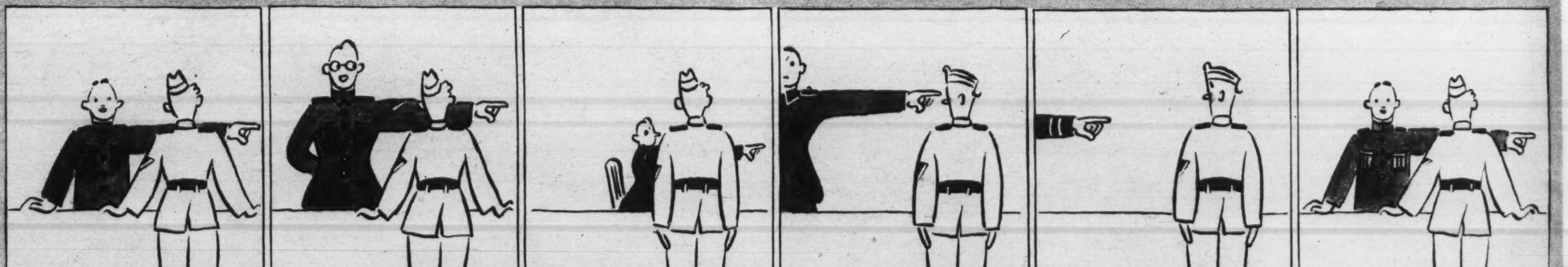


Der Vater wird gesucht: *„Ob's der kleine Schulz von der 4. Kompanie gewesen ist?"*



Es raucht der Kopf: *Liebwerte Kameraden, die zu der dicken Zigarre noch ihr Feuer geben*

Bescheidene Frage nach dem Urlaubschein:



„. . . Ist mein Urlaubschein da?"

„Kamerad — hast du meinen Urlaubschein?"

„Herr Unteroffizier — ich bitte um meinen Urlaubschein?"

„Gefreiter Krause bittet Herrn Feldwebel um den Urlaubschein!"

„. . . Jawohl, Herr Hauptfeldwebel . . ."

„. . . . ."

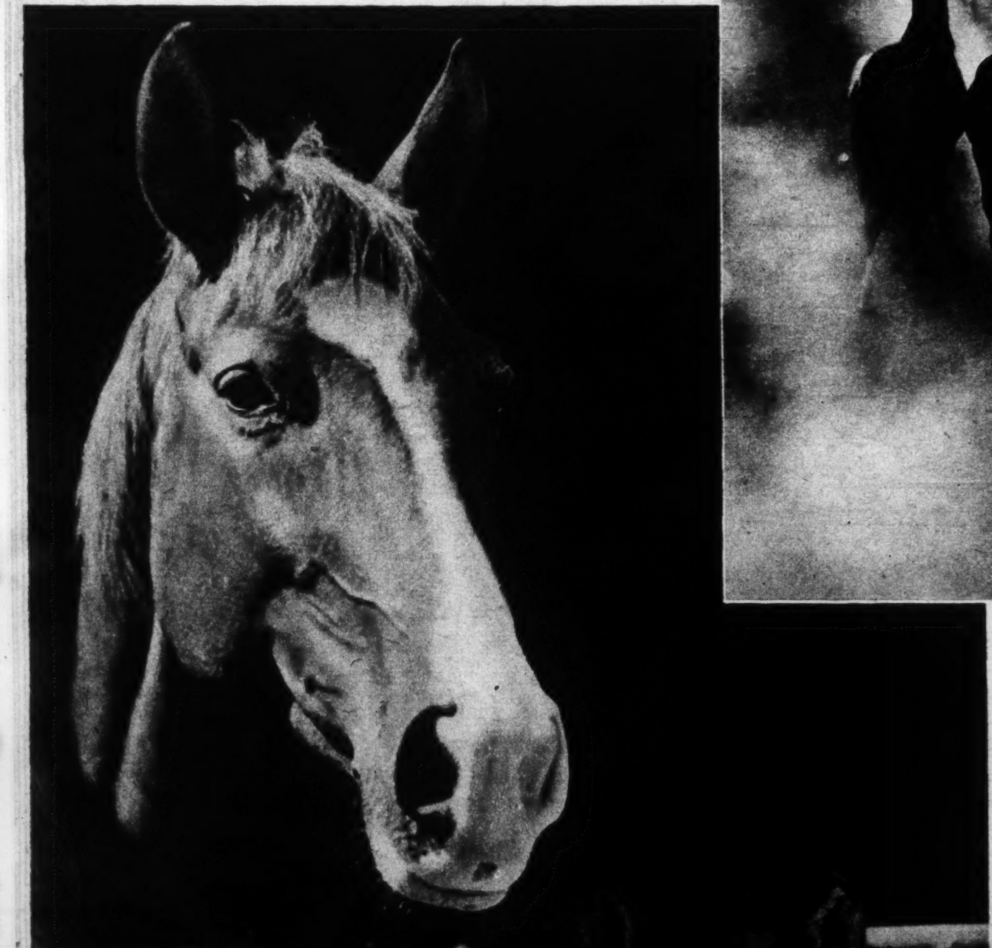
Verlagsleiter: Maximilian Künzner, Berlin-Zehlendorf; Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel, Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht. Verlag „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25, Fernruf 17 47 21, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 / Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Horst Harff (z. Z. im Wehrdienst), i. V.: Hans Putz, Neuenhagen bei Berlin.

Lob des Pferdes

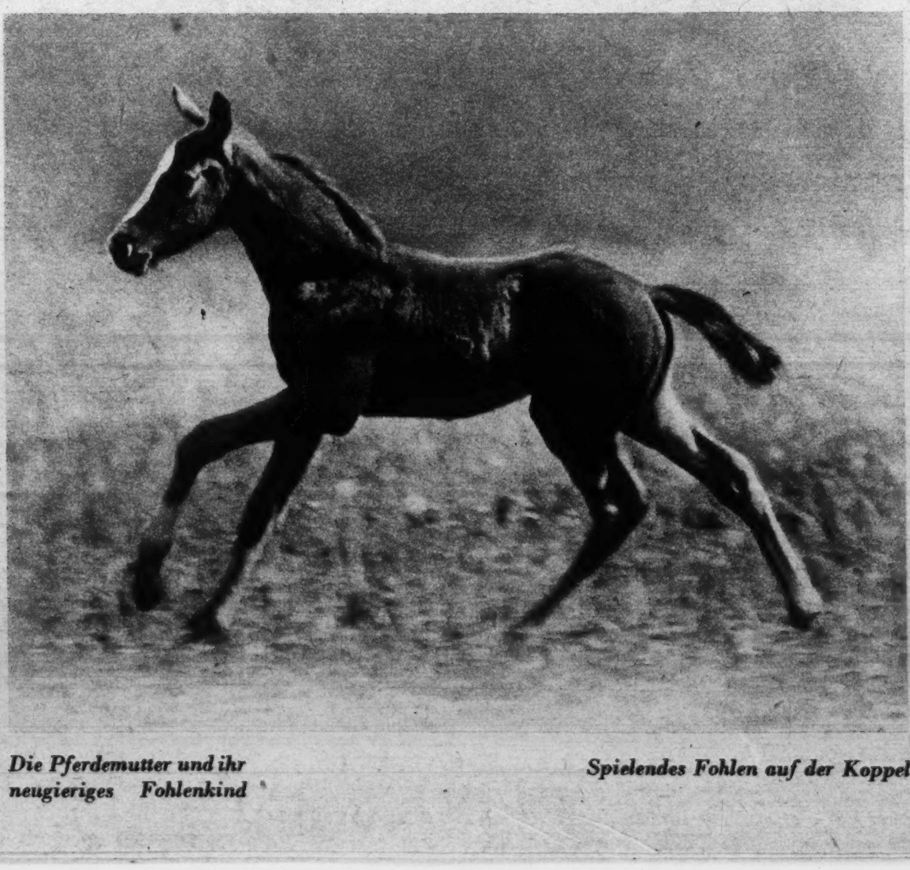
Bei solchen Bildern verweilt das Auge länger, nicht, weil es aufmerkt über ein gutes und gelungenes Photo, sondern vielmehr, weil sie zu uns sprechen und weil wir eine lebendige Beziehung haben zu dem, was sie zeigen. Denn jeder Soldat liebt das Pferd. Er hat es draußen auf den Straßen und Schlachtfeldern kennengelernt wie kaum ein Tier sonst. Und nicht ohne Grund hat er ihm den Titel „Kamerad Pferd" gegeben und die alten Veteranen des Krieges mit einem Ehrenschild ausgezeichnet. Das Pferd ist mit einbezogen in seine Kameradschaft, in sein Tun und Handeln als Soldat. Es marschiert neben ihm über die Straßen durch Schlamm und Staub, durch Sonnengluten und eisige Wintertage. Die Kavalleristen, die berittenen Artilleristen, die Trosse wissen am besten, wie sie sich bewährten. Wo immer Infanteristen gegen den Feind ziehen, ist es an ihrer Seite und trägt ihnen Waffen, Munition und Proviant. — Und hier nun, auf diesen Bildern, zeigt es sich sozusagen von seiner besten Seite, frei, umsorgt und umhegt und fern vom Krieg. Sein Körper trägt noch nicht den Stempel der Strapazen. Das Fohlen ist noch „zivil" und weiß nichts von den Härten endloser Tage im Osten, wo wir alle das Pferd als unermüdlichen Kameraden um uns haben.

Aufnahmen: Hein Gorny

Heimkehr der Herde am Abend



Die Pferdemutter und ihr neugieriges Fohlenkind



Spielendes Fohlen auf der Koppel